

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Witt der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Große Altesstraße 35/37, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 1.60. Monatlich 55 Pfg. Postzeitungsliste Nr. 4089 a 8. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pfennige, für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfennige, auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Morgens in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 12.

Wittwoch, den 15. Januar 1896.

3. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Das beste Heer der Welt

hat jetzt unzweifelhaft die Burenrepublik Transvaal in Südafrika. Die Preßsoldaten des Herrn Reichs-Kriegsministers werden zwar mittheilend auf den unmillitärischen Geist herabzusehen, der eine so freventliche Behauptung, eine solche Verleumdung des Militarismus auszusprechen sich unterfängt; und sie werden auf die famosen Drohschreien hinweisen, in welchem sie mit Münchhausenschem Respekt vor Zahlen und Thatfachen ziffern- und altemäßig den Beweis erbracht haben, daß das Militärwesen das schlechteste und theuerste Wehrsystem sei, nicht werth, dem Militarismus die Schurken zu lösen; allein, es ist und bleibt doch wahr, mögen auch die Vertheidiger der stehenden Heere, der Herr Kriegsminister voran, sich vor Entsetzen auf den Kopf stellen.

Gewiß, die kleine Burenrepublik hat keine Millionen von Kriegeren, wie unsere europäischen Militärstaaten, aber die alten Hellenen hatten seiner Zeit auch keine Millionen, wie ihre Feinde die Perser, und doch hatten sie die besten Krieger. Nicht auf die Menge kommt es hier an, sondern auf die Tüchtigkeit. Und wenn auch an Menge mit den stehenden Heeren der Militärstaaten nicht annähernd zu vergleichen, so ist das kleine Burenheer der Buren an Tüchtigkeit der einzelnen Wehrmänner jedem der Riesenheere unserer Militärstaaten überlegen, und weit überlegen. Das wird durch ihre militärischen Leistungen dargethan. Die Buren (holländisch: Boeren), welche sieben der langer Hand vorbereiteten Expedition der englischen Kolonialgesellschaft spielend ein blutiges Ende bereitet haben, überwandten vor jetzt 14 Jahren — im Anfang des Jahres 1881 — eine ihnen numerisch überlegene Streitmacht der Engländer — reguläre englische Infanteriesoldaten — unter Umständen, die für eine gleiche Truppenmacht der bestgeübten Soldaten unserer stehenden Heere die Möglichkeit des Gelingen, ja sogar des Versuches ausgeschlossen hätten. Die Engländer hatten sich nämlich, nachdem sie in zwei Treffen den kürzeren gezogen, auf einem nach allen Seiten steil abfallenden Bergplateau, ähnlich wie dem Königstein bei Dresden, aber größer und viel höher, verschanzt, in, wie die Herren Fachmilitärs glaubten, unangreifbarer Stellung. Für gedrückte Militärs war sie auch unangreifbar. Jedoch nicht für die Buren. Jeder von ihnen ist Reiter, jeder von ihnen ist ein Schütze. Und was für Reiter und Schützen! Wie nur die Uebung von Kindesbeinen an sie schaffen kann. Sie kennen keine Strapazen, marschiren Entfernungen, die man keiner europäischen Truppe zumuthen kann, Klettern wie die Skagen, können Tag und Nacht im Sattel sitzen, und, soweit die Kugel und das Auge reicht, verfehlt ihre Nichte nicht das winzigste Ziel. Die Engländer hielten sich für sicher auf dem Majubaberg. Da plötzlich am 27. Februar im Jahre 1881, kracht ein Büchsenknall, zwei, mehr — die Buren sind da. Sie hatten in voller Ausrüstung sich den steilen Abhang hinaufgeschlichen (natürlich ohne Helm, Halsdrossel und andere Paradeinstrumente des zünftigen Militarismus) und waren im Nu unter den verblüfften Engländern, die sich vergeblich zu vertheidigen suchten, denn jeder der ein Kommando oder Signal gab, war augenblicklich niedergeschossen. Die Buren geben nämlich keine Salven ab, sie zielen stets auf den Mann, und schießen als Regel die Offiziere und Trompeter weg. Die Engländer wurden an jenem Tage zur Vernichtung geschlagen, sie verloren durch die Burenkugeln fast alle ihre Offiziere und außerdem viel Mannschaften, der Rest ward gefangen; sie haben nie in ihrer Geschichte eine verhältnismäßig so schwere Niederlage erlitten. Und die Engländer sind gewiß gute Soldaten, die sich mit den französischen und den deutschen wohl messen können.

Die militärische Tüchtigkeit der Buren machte damals in England einen so tiefen Eindruck, daß Friede geschlossen wurde, ohne die von Chauvinisten geforderte „Revanche“ zu probiren.

Ueber die Heeresorganisation der Transvaal-Republik schreibt die „Deutsche Wochenschrift in den Niederlanden“:

„Die Kriegsmacht der südafrikanischen Republik besteht aus allen wehrhaften Männern des Landes im Alter von 16 bis 60 Jahren und, wenn nötig, aus allen Farbigen, deren Hauptlinge der Republik unterstehen. Neben den wehrhaften Bürgern verfügt die Regierung über ein Corps Landpolizei und Corpsartillerie

unter Befehl des Kommandanten P. N. Pretorius (Nachkömmling des aus Deutschland stammenden Gründers der Hauptstadt Prätorja). Das Corps besteht aus 7 Offizieren, 4 Sergeanten, 8 Korporale, 1 Waffenschmied und 100 Mannschaften. Es verfügt über sechs leichte Kruppische Feldgeschütze, sechs schwere Kruppische Schnellfeuergeschütze, vier leichte und zwei schwere Maximkanonen, einen gezogenen Vorderlader und eine französische Mitrailleuse. Ein festes Corps bilden auch noch die Feldtelegraphisten in der Stärke von 1 Offizier und 15 Mannschaften. Die Mobilisirung geschieht auf Befehl des Präsidenten durch den „Kommandant-General“ P. J. Zoubert. Dieser übermittelt den Befehl an die Kommandanten der siebenzehn Distrikte, in die das Land eingetheilt ist, und diese wieder an die 64 Feldkommanden und 42 Militärposten der 64 Bezirke (Wijken). Sofort nach Empfang der Einberufungsordre setzen sich die Feldkommanden nach dem gefährdeten Punkte in Bewegung. Wenn alle Bürger dem Aufrufe Folge leisten, verfügt der Kommandant-General über 13503 wehrbare Männer im Alter von 18 bis 34 Jahren, 6564 im Alter von 34—50 Jahren und 3866 über 18 und über 50 Jahre: in Gesamtheit über 23923 Mann. Die meisten Mannschaften stellt mit 3371 Mann der Distrikt Bocheestroom. Danach folgt Prätorja mit 3207 Mann. Mit letzteren dürfte Jamesons Vande zusammengestoßen sein. Außerdem können von den in den Distrikten Rustenburg, Prätorja, Widdelburg, Lydenburg, Waterberg, Zoutpansberg, Lichtenburg und Manikwa wohnenden 380000 „Naturessen“ (ursprüngliche Bewohner), gegen 60000 Mann unter 31 Hauptlingen, die den Titel Kapitän führen, aufgerufen werden. Eine Uniform tragen die Buren nicht, doch ist ihre gewöhnliche Tracht so übereinstimmend, daß man einen anreitenden Trupp wohl uniformirt halten könnte. Ein „Baaitje“, kurze Jacke aus englischem Stoff, eine Hose aus demselben Stoff, ein Schlapphut aus grauem Filz bilden den Anzug. Unter dem „Baaitje“, von der linken Schulter zur rechten Hüfte tragen sie den Patronengürtel. Das von der Regierung empfangene Gewehr, System Henry Martini, ruht beim Anreiten mit dem Kolben im Steigbügel. Mit welcher Schnelligkeit die Mobilisirung vor sich geht, ist aus dem Zwischenfall im Jahre 1890 ersichtlich, als die „Litlanders“ die Transvaalfrage in Johannesburg zerissen hatten. Um 6 Uhr Abends erging die Mobilisirungsordre an drei Distrikte, und schon am andern Morgen um 5 Uhr ritten 800 Buren unter ihren Feldkommanden in die Stadt ein. Auf allen seinen Zügen wird General Zoubert durch seine Gemahlin, eine sehr resolute, diplomatisch geschulte Dame begleitet, deren Energie der General mehrere seiner Triumphe im Kriege gegen England zu verdanken hat. Erst vor ungefähr 25 Jahren vertauschte General Zoubert den Hobel, den er lange Zeit als Wagnermeister geführt hatte, mit dem Schwerte.“

Wenn wir zu Anfang sagten, die Burenmilitz sei die beste Wehrorganisation der Welt, so sollte das keine Hintanhaltung der Schweizer Militz sein. Als Organisation ist diese sogar jedenfalls entschieden vorzuziehen, allein das „Menschenmaterial“ ist ein weniger gutes. In der Schweiz ist ein großer Theil der Bevölkerung durch den Industrialismus geschwächt, blutarm, verkrüppelt und an körperlicher Ausbildung vermindert, während die Buren materiell durchweg in unabhängigen Verhältnissen sind, und unter der körperlichen Ausbildung außerordentlich günstigen Bedingungen aufgewachsen und leben. Sie sind ausnahmslos groß, kräftig, gewandt — wie auch unsere europäische Bevölkerung bei nur vernünftigen gesellschaftlichen Einrichtungen es sein würde und einst sein wird.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Graf Finkenstein. Auf die Aussagen des Oberstaatsanwalts Drescher bei der Verhandlung im Prozeß unseres Genossen, Redakteur Rauch vor dem Landgericht in Hannover hat jetzt endlich Graf Finkenstein sich bemüht gefunden, zu antworten.

Die „Kreuzzeitung“ bringt in ihrer Nummer 15 vom 10. Januar 1896 nachfolgende Erklärung:

Am 21. Juli 1895 ist der Kaufmann Flink bei mir in Trossin gewesen und legte mir einen Vertrag aus dem Jahre 1890 vor, dessen Unterschrift, soviel ich mich erinnere, lautete: „Verlag der „Neuen Preussischen Zeitung“, Graf Finkenstein.“

Im Auftrage: Fehr. v. Hammerstein.“ In diesem Vertrage war davon die Rede, daß der Verlag der „Neuen Preussischen Zeitung“ von Flink ein Darlehen von 200000 M. für Zwecke der „Kreuzzeitung“ erhalten habe. Ich ersuchte Herrn Flink um die Erlaubniß, von dem Vertrage eine Abschrift nehmen zu dürfen. Flink verweigerte dies. Am 25. Juli fand alsdann meine erste gerichtliche Vernehmung statt. Ich habe dem betreffenden Richter auf alle an mich gestellten Fragen ohne jeden Nachhaft geantwortet und auch bezüglich des Papierlieferungsvertrages nach der eigenen Aussage des Oberstaatsanwalts Drescher entsprechende ausführliche Angaben gemacht.

Daß ich damals nicht bereits die in Frage stehende Fälschung ausdrücklich erwähnt, wie dies alsdann nach der umgehend auf den 1. August anberaumten Komiteesitzung in Gestalt einer eingehenden Mittheilung an die Staatsanwaltschaft geschehen ist, erklärt sich daraus, daß ich selbstverständlich eine solche Anzeige erst nach Rücksprache mit dem Komitee im Auftrage desselben erstatten konnte. Da, wie gesagt, v. Flink sich weigerte, mich eine Abschrift von dem Vertrage nehmen zu lassen, und ich bei einer so schwerwiegenden Angelegenheit nicht auf mein Gedächtniß allein angewiesen sein wollte, erging an den Freiherrn v. Hammerstein am 27. Juli Nachmittags die telegraphische Aufforderung, sofort telegraphisch über dies Darlehensverhältnis Auskunft zu geben. Auf diese Depesche ging eine telegraphische Nachricht ein, daß Fehr. v. Hammerstein zu seinem Frankfurter Rechtsanwalt gereist sei und in wenigen Tagen selbst in Berlin eintreffen werde. Da dies jedoch bis zur Komiteesitzung am 1. August nicht geschehen war, ist alsdann an demselben Tage folgende Anzeige an die königliche Staatsanwaltschaft mit eingeschriebenem Brief abgegangen:

Berlin, 1. August 1895. Der königlichen Staatsanwaltschaft mache ich im Namen des Komitees der „Neuen Preussischen Zeitung“ die nachfolgende Mittheilung:

Am 21. Juli ist mir durch den Herrn Ferdinand Flink — Lindenstraße 70 — ein Vertrag d. d. Berlin, 19. Juni 1890 nebst zwei Wechselaccepten vorgelegt worden, dessen Unterchriften, soweit sie von mir herrühren sollen, gefälscht worden sind. Da unter dem fraglichen Vertrage auch die Unterschrift des Fehr. v. Hammerstein steht, ist derselbe am Sonntag, den 27. Juli, telegraphisch zur Erklärung über diese Thatsache aufgefordert worden, jedoch ohne daß dieser Aufforderung bis heute genügt worden wäre.

Wir eruchen daher um gefällige weitere Veranlassung in dieser Angelegenheit.

J. A.: Graf Fink v. Finkenstein.“

Diese Anzeige ist denn auch am 2. August bereits bei der königlichen Staatsanwaltschaft eingegangen. Nach der Ansicht des Herrn Ober-Staatsanwalts Drescher ist die Anzeige „zweideutig und räthselhaft“ gewesen.

Diese Bezeichnung dürfte angesichts des Wortlautes der Anzeige in Verbindung mit der Thatsache, daß ich selbst, der sie unterzeichnete hatte, bereits am 25. Juli vernommen worden war und den Papierlieferungsvertrag dabei erwähnt hatte, wohl kaum zurecht ercheinen. Würde die Staatsanwaltschaft damals irgend eine Anklage für nötig erachtet haben, so wäre selbstverständlich nichts einfacher gewesen, als daß sie mich sofort vernommen ließ, während dies erst am 9. September, also über 5 Wochen nach Eingang der Anzeige geschehen ist. Nicht genug aber damit, daß diese so dringliche Angelegenheit betreffs meiner Vernehmung so lange ruhte, erging, datirt vom 17. September, ein Schreiben des Herrn Ober-Staatsanwalts an mich, dessen Eingang wie folgt lautet:

„In der kürzlich veröffentlichten Erklärung des Komitees der „Kreuzzeitung“ ist mitgeteilt, daß dasselbe Veranlassung genommen habe, die Unterlagen für ein strafrechtliches Einschreiten gegen den Freiherrn v. Hammerstein der Staatsanwaltschaft zu übergeben. Bislang ist indeß eine hierauf bezügliche Mittheilung des Komitees bei mir nicht eingegangen; wohl aber habe ich bereits Anfangs Juli eine Veranlassung genommen, von Amts wegen den in den öffentlichen Blättern damals gegen den Fehr. v. Hammerstein erhobenen Vorwürfen näher zu treten.“

Da ich aus diesem Schreiben entnehmen mußte, daß die Strafanzeige vom 1. August auch noch am 17. September nicht zur Kenntniß der Staatsanwaltschaft gelangt war, ist darauf von mir dem Herrn Ober-Staatsanwalt eingehender Bericht erstattet worden.

Wie unter Berücksichtigung dieser Thatsachen der königliche Ober-Staatsanwalt Drescher bei seiner Vernehmung als Zeuge und angesichts weiter der Thatsache, daß er unter völliger Ignorierung der Anzeige vom 1. August und meiner zweiten Vernehmung vom 9. September 1895 erst am 17. Septbr. weiteres Material eingefordert hat, sich dahin äußern kann, daß meinerseits die Sache verschleppt und verzögert sei, vermag ich nicht einzusehen. Ebenso muß der weitere Vorwurf, daß die Depesche vom 27. Juli an den Fehr. v. Hammerstein denselben veranlaßt habe, sich seitdem verdeckt zu halten, unzutreffend erscheinen. Denn der Ober-Staatsanwalt Drescher hat selbst befundet, daß nach einer an ihm ergangenen Mittheilung des R. R. Bezirksamts Jmsbrud auf seine erst am 29. September erlassene Depesche der Fehr. v. Hammerstein sich bis vor drei Wochen, d. h. also bis etwa den 8. September, thatsächlich sogar noch in Sistrans aufgehalten hat.

Ich fühle mich daher von einem etwaigen Vorwurfe, der mich in dieser Angelegenheit treffen könnte, in jeder Beziehung frei.

Graf Finkenstein.

Berlin, den 9. Januar 1896.

Die Erklärung wurde in der Presse verschiedentlich beurtheilt. Allgemein war man der Meinung, daß eine Gegenerklärung des Herrn Oberstaatsanwalts Drescher nicht auf sich warten lassen werde. Und in der That, wir sind in der Lage, sofort auf die Erklärung des

Grafen Finkenstein nach der „National-Zig.“ die Gegen-
erklärung des Oberstaatsanwalts Drescher hier folgen zu
lassen. Sie lautet:

„Gegenüber der, neue Thatfachen nicht enthaltenden Erklä-
rung des Grafen von Finkenstein in der „Kreuzzeitung“ vom
9. Januar 1898 und gegenüber dem an diese Erklärung in der
Presse zum Ausdruck gebrachten Beslangen einer Gegenüber-
sicherung habe ich zu erklären, daß es nicht meine Aufgabe
sein kann, mich in eine öffentliche Polemik einzulassen. Ich be-
schränke mich darauf, Verwahrung einzulegen gegen die tha-
tsächlich unrichtige Darstellung, als habe die dringliche Angelegen-
heit vom 1. August bis zum 9. September geruht. Ich kann
lediglich nur Bezug nehmen auf meine amtliche Zeugenaus-
sage und die in derselben aktenmäßig belegten Thatfachen, durch
welche die Ausführungen des Grafen von Finkenstein widerlegt
werden. Auf Grund dieser Thatfachen ist denn auch der Gerichts-
hof, welchem insbesondere auch der Wortlaut der Eingabe des
Grafen von Finkenstein vom 1. August 1895 unterbreitet worden
ist, zu der mit den Erkenntnisgründen veröffentlichten Fest-
stellung gelangt: „Daß wohl selten ein Fall vorgekommen ist,
in welchem der angetretene Wahrheitsbeweis so zerrissen ist an
den klaren und durchsichtigen Thatfachen, wie im vorliegenden
Falle, und daß das Vorgehen der Staatsanwaltschaft von Anfang
an pflichtgemäß und unantastbar gewesen ist: vorsichtig, nicht vor-
schneidend aber sicher und zwar, wie besonders hervorgehoben wurde,
nicht bloß in der Zeit bis zum Austritt meines Ferienurlaubes
und in der Zeit nach dessen Beendigung, sondern auch in der
Zwischenzeit vom 15. Juli bis Ende August.“ Diese auf akten-
mäßige Thatfachen gestützte richterliche Feststellung ist für mich
dergestalt maßgebend, daß ich in eine weitere Erörterung der
Angelegenheit mich nicht einzulassen habe. Berlin, den 11. Jan. 1898.
Drescher, Oberstaatsanwalt.“

Das Verhalten des „Kreuzzeitung“-Komitees wird
übrigens auch von der „Leipziger Zeitung“, dem amt-
lichen Blatt der sächsischen Regierung, scharf kritisiert.
„Das Verhalten der Herren Graf Finkenstein und Graf
Ranik, — so schreibt das Blatt — wie es sich nach der
beschworenen Zeugenaussage des Ober-Staatsanwaltes
Drescher herausstellt, verdient uneingeschränkt die bittere
Kritik, die von der liberalen Presse daran gefnüpft wird.
Die Zumuthung des Rechtsanwaltes Eschenbach vollends,
von weiterer gerichtlicher Verfolgung des Falles Ham-
merstein wegen „der politischen Seite der Angelegenheit“ ab-
zusehen, ist geradezu „soziales Gift“, das die Sozial-
demokratie gegen die Vorkämpfer für „Ordnung, Religion
und Sitte“ mit vollem Rechte ausbeutet.“

Graf Finkenstein, welcher eine sehr eigenartige Rolle
als Komiteemitglied der „Kreuzztg.“ vor Gericht in Sachen
Hammerstein gespielt hat, ist, wie bisher noch nirgend
hervorgehoben wurde, konservatives Mitglied des
Abgeordnetenhauses. Nach dem Parlaments-
Almanach ist der Graf in Pr. Holland-Mohrunge ge-
wählt, Fideikommißbesitzer auf Simnau bei Wodigehnen,
geboren am 5. Februar 1860.

Die antisemitische „Staatsbürgerztg.“ giebt in einem
Artikel ihrem Unmuth darüber Ausdruck, daß der Ober-Staats-
anwalt Drescher in dem Hannoverischen Prozeß Mit-
theilungen über das Verfahren der Staatsanwaltschaft im
Fall Hammerstein gemacht habe; das widerspreche der
bestehenden Praxis und der sonstigen Verschwiegenheit.
Es sei wahrscheinlich nicht ohne vorherige Zustimmung
seiner Vorgesetzten geschehen und diese hätten offenbar
dem Drucke der freisinnigen und sozialdemokratischen Presse
nachgegeben. Damit werde der Ausnutzung des Falles
Hammerstein eine viel zu große Konzession gemacht. Als
ob das möglich wäre!

„Die Gewerkschaften“, sagte der französische Finanz-
minister Doumer in seiner Ansprache an die Delegirten
der Gewerkschaften und gegenseitigen Hilfsvereinigungen
von Nizza u. A.: „erschrecken immer noch einige Menschen.
Man fürchtet Uebertreibungen, ja selbst Ausschreitungen
von ihnen; gewisse Leute scheinen sogar soweit zu gehen,
eine Freiheit, die doch nothwendig ist, für gefährlich zu
halten. Man vergißt zu sehr, daß der Gebrauch aller
Freiheiten eine Erziehung und eine Lehrzeit verlangt, die
nicht das Werk eines Tages sind, Irrthümer und Fehler
sind im Anfang unvermeidlich, aber sie lassen sich wieder
gut machen. Sie sind ein Zeichen der Schwäche. Sie
verschwinden in dem Maße, als die Kräfte sich ent-
wickeln. Die Gewaltthätigkeit ist nicht von den Star-
ken zu befürchten; die Starke haben das Gefühl ihrer Ver-
antwortlichkeit; im gleichem Maße, wie sie sich ihrer
Rechte bewußt werden, werden sie fähig, die Pflichten zu
begreifen.“

Ungefähr zur gleichen Zeit, wo diese Nachricht in die
Presse kam, konnte man auch lesen, daß in Deutschland
einer von den wenigen Männern in der Regierung, die
den modernen Arbeiterorganisationen gegenüber Verständ-
niß zeigten, Herr von Kottenburg, seinen Abschied neh-
men wird.

Wie unsere Feinde sich und andere belügen. Die
nationalliberale Presse verbreitet folgenden Wäschzettel:

Berlin, 8. Januar. Der Einfall englischer Freireisender
in die südafrikanische Republik hat Wirkungen, an die
wohl noch Niemand gedacht hat. Der internationale
Sozialistenkongreß in London ist in Frage gestellt. Die
Sache ist so gekommen: Als Dr. Jameson und seine
Flüßler in Transvaal einfielen, war die gesammte deutsche
Presse einig in der Verurtheilung dieser That; auch der
„Vorwärts“ stellte sich bei dem weiteren Vorgehen der
deutschen Regierung gegen die Engländer auf die Seite der
Ersteren, und nach ihm die gesammte kleinere sozialistische
Presse in der man Sätze zu lesen bekam, die man dort
lange vergebens zu lesen gesucht hatte. Die Londoner
Sozialisten bemerkten das sehr übel und „Reynolds's
News-paper“ schlug einen Ton gegen die Deutschen an,
der alles bisher Dagewesene übertraf: es war von
hungrigen Horden, „groben, brutalen Preußen“ u. die
Rede. Herr Liebknecht will es freilich nicht zugestehen,
daß „Reynolds's News-paper“ ein „Sozialistenblatt“ sei;
offizielles Organ der Partei mag es wohl auch nicht
sein, aber es ist ein Blatt, daß der englische Arbeiter
liest, und im Londoner Oxford, wo die englischen Doc-

arbeiter sich gegen die deutschen grobe Ausschreitungen
erlaubten, trifft man es überall. In ihrem Haß gegen
die Deutschen sind die englischen Sozialistenführer in
diesen Tagen ebenso groß gewesen, wie die Mitglieder
der alten Trades unions, und wenn Herr Liebknecht und
Webel gestern und vorgestern in London hätten sprechen
wollen, so wäre ihnen selbst in Sozialistenversammlungen
libel mitgespielt worden, sofern sie gewagt hätten, die
Haltung der deutschen Regierung auch nur zu ent-
schuldigen. Das Vorgehen der englischen Sozialisten und
Arbeiter gegen die deutschen hat gezeigt, daß der Ruf:
„Proletarier aller Länder vereinigt Euch!“ dahin variiert
werden kann: „Proletarier England's prügelt die der
anderen Länder!“ Es steht übrigens fest, daß die
deutschen Matrosen in London sich durchaus ruhig ver-
halten und den Engländern keinen Vorwand gegeben
haben, ihr Mißthun an ihnen zu klüßen. Es wird daher
wohl noch mancher Tropfen Wasser durch die Themse
fließen, ehe der internationale Sozialistenkongreß zusamen-
tritt.

Nun — „Reynolds's News-paper“ hat mit dem eng-
lischen Sozialismus gerade soviel zu thun, wie die
„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ mit deutschen. Der
internationale Arbeiterkongreß wird dieses Jahr in London
tagen, und zwar unter allgemeinerer Theilnahme als
irgend ein früherer internationaler Arbeiterkongreß, und
Liebknecht wird im Laufe des Monats Mai auf dringende
Einladung englischer und schottischer „Sozialistenführer“
mehrere Vorträge in England und Schottland abhalten.
Mein Liebchen, was willst Du noch mehr?

Die Kieler Kanalseier und die Prostitution. Eine
Anklage gegen den Redakteur des „Vorwärts“ Jos. Dierl,
die jüngst vor der zweiten Strafkammer des Landgerichts I
verhandelt wurde, lautete auf Beleidigung des zweiten
Bürgermeisters von Kiel, Lorey, als Chef der Kieler
Polizeibehörde. Der unter Anklage gestellte Artikel des
„Vorwärts“ hatte mitgeteilt, daß in Kiel zur Zeit der
Kanalseierlichkeiten die Zahl der Bordelle um drei ver-
mehrt worden seien. Das Floriren des unzüchtigen Ge-
werbes wurde dann dem Vorgehen der Polizei gegen
dramatische Autoren gegenübergestellt. Hierdurch fühlte
sich Bürgermeister Lorey beleidigt und behauptete, daß in
Kiel Bordelle überhaupt nicht existiren. Die nach dieser
Richtung hin stattgefundenen Beweisaufnahme hat ergeben,
daß in Kiel thatsächlich eine Reihe von Bordellen in von
der Polizei bestimmten Stadtgegenden bestehen, die unter
polizeilicher Kontrolle und deren Bewohnerinnen von dem
Polizeiarzt regelmäßig untersucht werden. Ebenso ist er-
wiesen worden, daß kurze Zeit vor der Kanalseier drei
Schankwirtschaften mit Genehmigung der Polizei in
Bordelle umgewandelt wurden und zur Zeit der Kanalseier
in den einzelnen Bordells mit Genehmigung der
Polizei mehr Dirnen in Kiel gewesen sind, als sonst. —
Der Staatsanwalt hielt eine Beleidigung des Bürger-
meisters für vorliegend und beantragte 1 Monat Gefäng-
niß. Rechtsanwält Herzfeld hielt eine Verurtheilung für
ganz unmöglich, da der Wahrheitsbeweis in vollem Um-
fange gelungen sei. Letzterer Ansicht war auch der
Gerichtshof, er erachtete deshalb eine Beleidigung des
Bürgermeisters nicht für vorliegend und erkannte auf
Freisprechung.

Ein anarchistischer Kongreß war für Deutschland zu
wenig, dachten die Herren Polizeijournalisten — „es
mußten ihrer zweie sein“. Und flugs kündigen sie gleich
zwei anarchistische Kongresse für Deutschland und die
nächste Zeit an — einen in Baden, den anderen in Elber-
feld. Das Nähere in allen nationalen und reaktionären
Blättern zu lesen!

Deutscher Reichstag.

(Original-Bericht des „Lübecker Volksbote“.)

Berlin, 13. Januar.

Aus dem Reichstage. Die Debatte über das Kunst-
buttergesetz wurde heute zu Ende geführt, ohne daß die
Verhandlungen sich zu besonderer Bedeutung erhoben
hätten. Der Lehrer Weiß aus Nürnberg, der einzige
Vertreter der bayerischen Spielart des Freisinn im
Reichstage, eröffnete die Diskussion mit einer Rede, die
eine fleißige Zusammenstellung der in der „Freisinnigen
Zeitung“ abgedruckten Gründe gegen das Margarinegesetz
war. Herr von Hammerstein-Logten, der preussische Land-
wirtschaftsminister, erwiderte ihn, ohne lauch sonderlich
viel Neues zu sagen. Immerhin hielt er sich von agra-
rischen Uebertreibungen fern. Das veranlaßte später Herrn
von Bloeb, der Regierung ausdrücklich zu versichern, daß
seine nothleidenden Freunde die Vorlage als Abschlags-
zahlung hinnehmen, im Uebrigen aber nach wie vor mehr
und Besseres verlangten. Von unserer Fraktion sprachen
die Genossen Harm und Herbert und vertheidigten in
eindringlicher Weise unsern Standpunkt zur Vorlage.
Irgend welche Begeisterung für die Margarinefabrikanten
empfinden wir gewiß nicht; wir hielten es auch für besser,
wenn die Arbeiter sich Butter statt Kunstfett aufs Brot
streichen könnten. Wie die Dinge aber liegen, sind gerade
sie die hauptsächlichsten Verbraucher der Margarine. Und
jede Erschwerung der Produktion der Kunstbutter würde
sich für sie als Preiserhöhung, als eine erneute Besteue-
rung zu Gunsten der Junker bemerkbar machen. Genosse
Harm nahm sich besonders Herrn Bachem vor und weckte
die Heiterkeit des ganzen Hauses, als er meinte, wenn er
die Macht hätte, würde er den ultramontanen Vertreter
Greselds verurtheilen, Tag um Tag rosenfarbige Marga-
rine auf dem Brote zu essen. Auch einen Ordnungsruf
zog sich Haru von dem Vizepräsidenten Schmidt zu, weil
er das Wort „frivol“ gegenüber der lästigen Polizei-

kontrolle gebrauchte, wie sie die Agrarier für Margarine-
verkäufer einführen wollen. Das Polizeigenie des frei-
sinnigen Herrn Schmidt, das sich im Präsidentenstuhl
stets zu besonderen Blüten entfaltet, wird von den ver-
ständigen Parteigenossen des Herrn bereits als kompro-
mittirend empfunden. Die Vorlage wurde schließlich an
eine Kommission von 21 Mitgliedern verwiesen. — Die
Debatte über die Justiznovelle, mit der noch be-
gonnen wurde, war nicht besonders ertragreich. Der
Raunburger Landgerichtspräsident Günther stürzte den
wenigen die Tribüne umstehenden Abgeordneten einige
Bemerkungen ins Ohr. Die Journalisten oben verstanden
nicht ein Wort. Herr Nieberding versicherte, daß es der
Regierung heiliger Ernst mit der Vorlage sei und Herr
von Buchta trat für möglichste Beschleunigung der Kom-
missionsberatung ein. Dann wurde die Debatte auf
Morgen vertagt. Von unserer Seite wird Stadthagen
sprechen.

14. Sitzung.

Präsident von Bülow eröffnet die Sitzung um 1 Uhr.
Am Tische des Bundesraths: v. Büttcher und v. Ham-
merstein-Logten.

Die Verathung des Margarinegesetzes wird fortgesetzt.
W e i ß (FVp.): Das Gesetz ist weiter nichts als ein Entgegen-
kommen der Regierung gegen die Agrarier, damit sie von ihnen
künftig nicht mehr so schlecht behandelt werde. Von den Konsum-
menten selbst ist gegen die Margarine noch niemals Klage geführt
worden, im Gegentheil, es muß allseitig anerkannt werden, daß die
Margarine ein sehr gesundheitsmäßiges Ersatzmittel für Naturbutter
ist, daß Tausende von Arbeitern sie nothwendig gebrauchen. Meine
Partei steht dem Gesetzwerke deshalb rein u. gütig gegenüber.
Wunder nehmen muß es, daß gerade Herr Bachem, der Vertreter
eines Bezirkes mit überwiegender arbeitender Bevölkerung, sich als so
leidenschaftlicher Bekämpfer der Margarine uns vorgestellt hat.
Dazu sind die Verhältnisse der Arbeiter gerade in dem Wahlkreis
Bachems, in Krefeld, die denkbar schlechtesten. Der Plan Bachems,
die Margarine zu besteuern, ist geradezu monströs. Der Butter-
handel wird durch die Margarine nicht beeinträchtigt. Der kleine
Landwirth verzehrt heute schon selbst Margarine. Der Butterpreis
ist nur in sehr geringem Maße zurückgegangen, noch dazu mehr
bei den besten Sorten. Die famose Geschichte von den Margarine-
bütchen, die ein Reisender auf der Fahrt in den Bahnhof-Mesau-
rants gesammelt hat, ist längst als Fabel erwiesen. Solche Ge-
schichten werden nur erfunden, um das Publikum aufzuregen. Die
Lorbeeren des Herrn Wehler, der die Margarine himmelblau
färben wollte, haben Herrn Bachem wohl nicht schlafen lassen und
so kam er zu dem Vorschlag, die Margarine rosenroth zu färben.
Es wäre unerhört, wenn dieser Vorschlag Gesetz würde. Alle diese
Vorschläge gehen darauf hinaus, den Konsum der Margarine ein-
zuschränken. Deshalb will man sogar den Verbrauch von Milch
bei der Margarinefabrikation verbieten, um die Margarine zu ver-
schleiern. Auch die Absicht, die Margarine nur in vom Butter-
verkauf getrennten Verkaufsräumen feilbieten zu lassen, läuft dar-
auf hinaus, die Konkurrenz der Margarine zu erschweren. Die
Verkäufer von Margarine sollen nach dem Entwurf keinen Augen-
blick vor polizeilichen Revisionen sicher sein; sie werden mit unwe-
entlichen Leuten, mit Verbrechern, die unter Polizeiaufsicht stehen, auf
eine Stufe gestellt. Statt auf die „Freiheit des Bürgerthums“ zu
schelten, sollte man dafür sorgen, daß nicht durch solche Gesetze das
Selbstbewußtsein und das Ehrgefühl des Bürgerthums herabgejezt
werden. (Beifall links.)

Landwirtschaftsminister Freiherr von Hammerstein-
Logten: Der Entwurf will die Landwirtschaft nur vor der
fraudulösen Konkurrenz der Margarine schützen. Gute Margarine
gilt auch der Regierung als vollberechtigtes Nahrungsmittel für
die ärmeren Klassen. Die dänische Butterproduktion hat die deutsche
auf dem englischen Marke nur deshalb geschlagen, weil Dänemark
die Garantie übernimmt, daß keine mit Margarine verfälschte
Butter zum Export kommt. Das jetzige Gesetz hat deshalb keine
volle Wirkung gehabt, weil es keine durchgreifende Kontrolle er-
möglichte. Der Preis für gute Butter ist nicht in bebenlichem
Maße gefallen, dagegen wohl der Preis für schlechte Butter, und
darunter leiden gerade die kleinen Landwirthe. Deshalb gehen
gerade die Bestrebungen verständiger Landwirthe darauf hinaus,
die schlechte Banernbutter zu verbessern durch Zusammenschluß der
kleinen Butterproduzenten zu Molkerei-Genossenschaften. Herr
Bachem hat vorgeschlagen, den Verkauf von Margarine vollkommen
von dem Verkauf von Butter zu trennen. Diese Maßregel ist in
kleinen Orten undurchführbar. Was die Färbung der Margarine
anbelangt, so ist es richtig, daß das dänische Gesetz diese Färbung
vorschreibt. Wir haben uns aber nicht davon überzeugen, daß diese
Anordnung von Nutzen gewesen wäre. Will man aber die Färbung
der Margarine vorschreiben, so verlangt die Gerechtigkeit, daß das
Färben der Butter verboten wird. Dies Färben ist aber in den
Molkereien vielfach üblich. Was den Zusatz von Milch bei der
Margarinefabrikation betrifft, so darf nicht übersehen werden, daß
die Margarinefabriken eben deshalb auch gute Abnehmer für die
Milch produzierenden Landwirthe sind. Ein besonderer Grund liegt
nicht vor, die Fabrikation von Margarinekase als nothwendig
gelden zu lassen. Die Landwirtschaft produziert billigen und
besseren Magerkase. Ich wäre deshalb bereit, für ein vollständiges
Verbot der Fabrikation von Margarinekase einzutreten. (Bravo!
rechts.) Redner bittet, das Gesetz im Interesse der Landwirtschaft
anzunehmen. (Beifall rechts.)

Dr. Höffel (FVp.): Es läßt sich nicht leugnen, daß die
Margarine ein unentbehrliches Nahrungsmittel ist, aber das
Material zu ihrer Herstellung muß gut und einwandfrei sein.
Eine scharfe Kontrolle bei ihrer Herstellung ist deshalb noth-
wendig.

Harm (SD): Die Fälscher sollen auch nach meiner Ansicht
bestraft werden. Aber statt der Polizei sollten die Kontrolle besser
die Gesundheitsämter übernehmen. Die Produktion der Margarine
ist gestiegen, aber auch die Butterproduktion ist gestiegen. Ich will
den Margarinefabrikanten nicht das Wort reden, es wäre mir auch
lieber, wenn die Margarine nicht existirte und jeder Arbeiter Butter
essen könnte. Aber die Verhältnisse unserer Arbeiter sind eben-
so traurig, daß sie Margarine essen müssen. Herr Bachem will nun
seinen Wählern, den Krefelder Webern, die Margarine noch durch
eine Steuer vertheuern. Herr Bachem sagt, die Steuer sei möglich,
weil die Fabrikanten zu viel verdienen. Aber die Fabrikanten
würden die Steuer schon durch Reduzierung der Arbeitslöhne wieder
einbringen, das wäre der ganze Effekt. Nach jänklicher Nichtigkeit
sollten die Fabriken streng überwacht werden, damit kein gesundheits-
schädliches Material verwendet wird. Deshalb braucht aber nicht
die im Gesetze vorgesehene lästige Polizeikontrolle einzutreten. Es
hat mich gefreut, daß die Regierung auf die Färbung nicht ein-
gehen will. Eine Färbung würde der Bevölkerung den Genuß der
Margarine verfehlen und die Arbeiter zwingen, zu minderwertigen
Surrogaten, wie Syrup Pflaumenmus usw., zu greifen. Wir sind
anderer Ansicht als die Herren von den Rechten, wir lassen unsere
Aufgabe als Reichstagsabgeordnete so auf, dem Volk die Giften
nicht zu erschweren, sondern zu erleichtern. Wenn ich zu befehlen
hätte, ich würde Herrn Bachem verurtheilen, Tag für Tag rosa-
farbene Margarine zu essen. (Heiterkeit.) Was den Margarine-
kase anlangt, so bin ich auch dafür, daß er auch nur als solcher
verkauft werden soll. Warum sich aber die Landwirtschaft dagegen
sträubt, verstehe ich nicht. Die Magermilch könnte doch viel nutz-
bringender für andere Dinge verwendet werden. Graf Capri-

agte im vorigen Jahre, alle Vorlagen werden darauf hin geprüft, welche Wirkung sie auf die Sozialdemokratie üben. Haben Sie denn diese Vorlage auch darauf geprüft? Sie mußten sich sonst doch darüber klar sein, daß Sie damit in ein Wespennest stechen. Dem Volke wird ein größerer Dienst erwiesen, wenn solche Gesetze nicht zur Annahme gelangen. (Beifall bei den Sozialdemokraten.)
Staatsminister v. Böttcher: Der Vorredner hat davon gesprochen, daß durch diesen Gesetzentwurf die Unzufriedenheit im Volke vermehrt werden würde. Wenn das Volk nur aus Leuten bestände, die zum Vortheile ihrer eigenen Tasche Margarine mit Butter vermischt und dieses Gemisch als Butter und the rer verkaufen, als es werth ist, dann hätte er Recht. Das Gesetz will eben nur das fraudulente Fälschen verhindern und unter Strafe stellen. Die Margarine ist ein gesundes, billiges Nahrungsmittel und wir sind weit entfernt, es zu verbieten. Wir wollen nur Kontrolle üben, daß kein gesundheitsgefährliches Material zur Fabrication von Margarine verwendet wird. Dazu ist das Gesetz der richtige Weg. Der Vorredner hat zwar gesagt, jede Kontrolle wird eine Vertheuerung der Margarine herbeiführen, den Beweis dafür ist er schuldig geblieben. Eine sribole Ausübung der Kontrolle hat der Vorredner nicht zu fürchten. Milder, als vorgehien, kann sie aber andererseits auch nicht geschehen. Ich zweifle nicht daran, daß sich alle an den Gesetzentwurf geknüpften Befürchtungen nicht bewahrheiten werden. (Beifall rechts.)

Vizepräsident Schmidt-Ebersfeld: Der Ausdruck „sribole Kontrolle“, den der Abg. Harn gebraucht haben soll, ist hier nicht gebührt worden, er wäre sonst in anderer Weise beanstandet worden. Zum Uebrigen muß ich dem Präsidium und mir das Recht vorbehalten, zu beurtheilen, ob ein Ausdruck zulässig ist oder nicht.

Staatsminister von Böttcher: Es liegt mir durchaus fern, in die Rechte des Präsidiums eingreifen zu wollen, dafür spricht, glaube ich, meine ganze Vergangenheit. Aber einen Ausdruck ebenso qualifiziren zu dürfen, wie das jedem Mitgliede des Reichstages zusteht, das Recht nehme ich auch für mich in Anspruch. (Zustimmung rechts.)

v. Böttcher (K.): Ist für das Gesetz; er wendet sich gegen eine Bemerkung des Landwirtschaftsministers, daß in den Volkereien die Butter geküht werde. Das Färben der Margarine, die Trennung der Verkaufsräume seien ihm besonders sympathisch. Die Hauptfache werde Kontrolle sein. Die reine und gute Margarine solle nicht bekämpft werden. Die reine Margarine fürchteten die Agrarier nicht, die Mühe nicht zu Schlanderpreisen hergestellt werden. Der billige Preis allein liefere schon den Beweis für Milchmargarine. Das neue Gesetz müsse gründlich zugreifen, sonst bliebe es besser beim Alten. Er beantrage eine Kommission von 21 Mitgliedern.

Landwirtschaftsminister v. Hammerstein-Lortzen erklärt, der Gesetzentwurf verbaute nicht dem Drängen des Bundes der Landwirthe seine Entsehung. Man erwede dadurch den Verdacht, daß die Regierung helfen könne und nicht helfen wolle und erst dem Drucke einer agitatorischen Partei, wie es der Bund der Landwirthe ist, nachgäbe. Dagegen müsse er entschieden Verwahrung einlegen.

Vizepräsident Schmidt ruft den Abg. Harn, nachdem er dessen Stenogramm durchgesehen, wegen des Ausdrucks „sriboler Kontrolle“ zur Ordnung.

Herbert (SD): Die fraudulente Konkurrenz will man treffen, aber die Wirkung des Gesetzes wird auch eine Schädigung der legitimen Konkurrenz der Margarine sein. Die Arbeiter brauchen die Margarine, wenn sie nicht gerade immerzu trocken Brot essen wollen. Ich halte das Gesetz lediglich für eine kleine Gefälligkeit gegenüber der rechten Seite des Hauses. Die Arbeiter freilich sind die Stiefkinder der Regierung.

Nettich (K.): Die Erzählung von den Butterbröten, die ein Reisender auf den Bahnhöfen gefordert, und die sich als mit Margarine statt mit Butter bestrichen erwiesen hätten, beruht auf Thatsachen. Den Namen des Herrn, eines Mitgliedes des Hauses, dem die Geschichte passiert sei, wolle er nur deshalb nicht nennen, weil er im Hause nicht anwesend sei. Professor Soxlet beurtheilte die Frage lediglich vom sribodischen Standpunkte aus; wenn man übrigens wolle, könne man aus der Soxlet'schen Schrift genug Stellen zitiren, die für den Entwurf sprechen.

Landwirtschaftsminister v. Hammerstein-Lortzen: Die Behauptung des Abg. Herbert, daß die Agrarier Schwoßkinder der Regierung wären und die Arbeiter ihre Stiefkinder, entbehrt der thatsächlichen Begründung.

Hiermit schließt die Debatte.

Verständlich bemerkt Harn (SD), daß sich der Ausdruck „sribol“ in seiner Rede nicht auf die Regierung, sondern auf die Agrarier als die geistigen Urheber des Gesetzes bezogen haben. Der Tadel des Vizepräsidenten sei also unberechtigt gewesen.

Die Vorlage wird hierauf an eine Kommission von 21 Mitgliedern verwiesen.

Es folgt die Verathung der Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz und zur Strafprozessordnung (Einführung der Berufung, Entschädigung unschuldig Verurtheilter).
Gantner-Raumburg (K.) — auf der Tribüne fast unverständlich — stellt der Vorlage mit einigen Bedenken gegenüber. Besonders der Wiedereinführung der Berufung scheint Redner nicht geneigt zu sein.

Staatssekretär Nieberding: Der Vorredner hat behauptet, daß die Regierung nicht genügend die Wünsche der Kommission berücksichtigt habe, die in der vorigen Session sich mit der Vorlage der Regierung beschäftigt habe. Das ist nicht richtig. Die Beantwortung des Resümés des Schwurgerichtspräsidenten durch die Kommission hat z. B. die Regierung veranlaßt, diese Bestimmung in der neuen Vorlage zu streichen. Die Regierung thut Alles, um die Vorlage zum raschen Abschluß zu bringen. Aber sie kann nicht von wohlwollenden Beschüssen abgehen, wenn gegen diese nichts weiter vorliegt, als die Stellung, die eine Kommission in der ersten Session dagegen eingenommen hat. Der Entschluß, diese Vorlage in dieser schwer belasteten Session von Neuem einzubringen, ist der Regierung nicht leicht gefallen; er zeigt Ihnen, welchen Werth wir auf das Zustandekommen des Gesetzes legen. Die Einführung der Berufung wird von einer tiefgehenden Erwägung im Volke gefordert. Mit der Entschädigung unschuldig Verurtheilter will die Regierung ebenfalls einen schon alten Wunsch erfüllen, indem sie dieselbe aus der Gnade in das Recht überführt. Dem Herrn Vorredner kann ich nur sagen, der Regierung ist es heilig ernst mit der Vorlage. (Lebhafte Beifall.)

v. Bucha (K.): Die letzte Kommission hat aus 28 Mitgliedern bestanden, die jetzige bitte ich nur aus 21 Mitgliedern zusammenzusetzen. Ich schlage weiter vor, die Arbeiten der letzten Session als erste Lesung zu betrachten und gleich in die zweite Lesung einzutreten. Sonst werden wir wieder nicht fertig, zumal die Gefahr besteht, daß diese Vorlage von ihrem großen Bruder, dem bürgerlichen Gesetzbuch, der sich jetzt freilich noch in den Geburtswehen befindet, erdrückt werden wird. Ich bemerke, daß die konservative Partei das bürgerliche Gesetzbuch so schnell als möglich zu erledigen bereit ist. Was die Vorlage anlangt, so muß auch dem Staatsanwalt das Recht der Berufung gegen freisprechende Urtheile von Strafkammern zustehen. Die Strafkammern sollen mit drei statt mit fünf Richtern besetzt sein und ich wünsche, daß diese Bestimmung nicht wie im Vorjahre abgeändert wird. Die Entschädigung für unschuldig Verurtheilte wird auch von uns gebilligt, wir wollen die Entschädigung aber nicht auf die Untersuchungshaft ausdehnen. Ich gebe zu, daß das, was uns geboten wird, nicht allzuviel ist. Wie die Dinge aber einmal liegen, ist nicht mehr zu erreichen. (Lebhafte Beifall rechts.)
Ein Vertagungsantrag gelangt hierauf zur Annahme.

Nächste Sitzung: Dienstag 1 Uhr.
(Tagesordnung: Rechnungssachen. Fortsetzung der heutigen Debatte.)
Schluß 5 Uhr.

Lübeck und Nachbargebiete.

14. Januar.

Handelsrichter. An Stelle des verstorbenen Kaufmannes Siemsen, ist der Kaufmann Schwarzlopf zum Handelsrichter bei der Kammer für Handelsachen am hiesigen Landgericht erwählt worden.

Amtsgericht. Zum Hilfsrichter beim Amtsgericht wurde der als Gerichtsassessor zugelassene Dr. jur. v. Broder ernannt.

Vom Vertrauensmann der organisirten Maler und Berufsgenossen hier selbst, geht uns nachfolgende, beherzigungswerthe Mahnung an Eltern und Vormünder, mit der Bitte um Veröffentlichung zu: Da die Zeit nicht mehr allzuferne ist, wo die Knaben aus den Schulen entlassen werden, drängt sich wohl manchem Vater resp. Vormund ganz unwillkürlich die Frage auf: Was lasse ich den Jungen nun lernen? Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten, wie es wohl den Anschein haben mag. Ein jeder Vater resp. Vormund, der nur ein ganz klein wenig mit den thatsächlichen sozialpolitischen Verhältnissen vertraut ist, der am eigenen Leibe es spürt, wie schwer der Kampf ums Daseins in einer Zeit des wirtschaftlichen Niederganges für den Einzelnen ist, der auch den mittelalterlichen Wahlspruch „Handwerk hat einen goldenen Boden“, auf die jetzige Zeit angewandt, längst als eine leere Phrase erkannt hat; ein solcher Vater resp. Vormund wird erst eingehend mit sich zu Rathe gehen und sorgfältig prüfen, ehe er einen Beruf für den ins harte Leben hinaustretenden Jüngling erwählt. Wir wissen es nur zu genau, daß fast alle Berufe ohne Ausnahme mit Arbeitskräften überfüllt sind, daß alle ihr Kontingent zur großen Reserve-Armee der Arbeiter, der eine mehr, der andere weniger, stellen müssen. Zu den Berufen, die die größte Zahl der Arbeitslosen mit aufzuweisen haben, gehört auch unstreitig das Malergewerk. Nicht allein, daß die Arbeitsgelegenheit selbst in der Hochsaison oftmals ganz empfindlich stockt, auch die übergroße Konkurrenz derjenigen Arbeiter, die fortwährend und unaufhaltbar wie ein Strom, von anderen Berufen in den unserigen übertreten, ist es, die die Zahl der Arbeitslosen so ungeheuerlich anschwellen macht. Unsere Organisation hier am Orte, ist den Verhältnissen entsprechend, keine allzugroß; und doch sind trotzdem vom 1. Januar bis 31. Dezember 1895 nicht weniger als 55 Kollegen insgesamt 5526 Tage arbeitslos gewesen. Das sind im Durchschnitt pro Kopf 100 1/2 Tag. Und das in einer Zeitperiode, wo nach den hiesigen bürgerlichen Presseorganen, die deutsch-nordische Handels- und Industrie-Ausstellung den heimischen Gewerben lohnenden Verdienst gebracht haben soll. In unserer, der Arbeiter Tasche, ist dieser Verdienst nicht gekommen; im Gegentheil, wir haben auswärtige Kollegen unsere Arbeit hier am Plage verrichten sehen. Als organisirte Arbeiter zürnen wir unsern auswärtigen Kollegen nicht, wir leben im Zeitalter der Freizügigkeit und wissen nur zu genau, daß einheimische Arbeiter hier wie anderwärts, immer als minderwerthig angesehen werden. Wir trösten uns und hoffen, daß die Kieler Ausstellungs-Unternehmer in uns als „Ausländer“ Prachtwerke sehen, und uns freundlich einladen werden, diesen Sommer nach Kiel zu kommen, um dort die Ausstellung mit dem so nöthigen Glanz zu versehen. Unsere Kieler Kollegen werden uns hoffentlich den Scherz nicht übelnehmen. — Wie schwer hier übrigens die Arbeitslosigkeit auf den Einzelnen lastet, mag nachfolgende kleine Zusammenstellung beweisen: Von den 55 arbeitslosen Kollegen waren 23 verheirathet. Dieselben hatten zusammen für 33 Kinder das nöthige Brot zu verschaffen. Es feierten 4 Kollegen, davon 2 verheirathet, ohne Kinder 201—224 Tage; 6 Kollegen, wovon 4 verheirathet und 2 Kinder, 150—200 Tage; 22 Kollegen, wovon 8 verheirathet und 17 Kinder, 100—150 Tage; 14 Kollegen, wovon 6 verheirathet und 7 Kinder 50—100 Tage und 9 Kollegen, wovon 3 verheirathet und 7 Kinder 1—50 Tage. — Nur etwa 10 Kollegen haben immer, entweder im Gewerbe selbst oder in Fabriken als Tagelöhner, Arbeit gehabt. Aus dieser Darstellung mögen alle diejenigen, an denen die Frage, welcher Beruf zu wählen ist, herantritt, ersehen, daß das Malergewerk durchaus nicht als solches zu bezeichnen ist, welches dem Mann die Existenz sichert.

Neue Hundertmarkheine. In nächster Zeit werden Noten der Reichsbank zu 100 Mk. zur Ausgabe gelangen, welche vom 1. März 1896 badirt sind und folgende Unterscheidungsmerkmale von den zuletzt ausgegebenen über 100 Mark lautenden Reichsbanknoten aufweisen:

1. Die Unterschrift lautet: Reichsbank-Direktorium.
Koch, Gallenkamp, Frommer, Mueller, v. Klitzing, Schmiedicke, Korn, Gotzmann.
2. Auf der Vorderseite der Noten ist der rothe Kontrollstempel zweimal und zwar am rechten Rand oberhalb und unterhalb der Nummer angebracht.
3. Die Nummern der Noten sind auch auf die Rückseite gedruckt und zwar am oberen und unteren Rande.
4. Zur Herstellung der Noten ist ein dünneres Pflanzenfaserpapier als bisher verwendet.

Abgegeben hiervon ist die Ausstattung der neuen Noten die gleiche wie früher.

Ein- und Ausfuhr am Hafen. In der verflossenen Woche sind in unseren Hafen 23 Dampfer eingelaufen. Die Ladung derselben bestand aus Heringen, lebendem Vieh und Stückgütern. Heringe wurden von 7 Dampfern ca. 11 500 Kisten nach hier gebracht. Schlachtvieh brachten 9 Dampfer und zwar insgesamt 317 Stück Hornvieh und 119 Schweine. Ausgegangen sind 17

Dampfer mit Ladung und 9 Dampfer leer oder mit Ballast.

Schiffsreparatur. Der Dampfer „Gustav Wasa“, welcher in Riga mit einem anderen Dampfer eine Kollision hatte, kam am verflossenen Sonnabend von Danemark hier an. Bei dem Zusammenstoß wurden dem „Gustav Wasa“ mehrere Clatten eingedrückt und das Rettungsboot beschädigt. Auch der Hintermast ist gebrochen. Zur Reparatur dieses Schadens hat der Dampfer nach der Koch'schen Werft verhoht.

Unglücksfall. In der Engelsgrube kam gestern Abend der Arbeiter Ed. Vollmann in Folge des Glatteis zu Fall und zog sich dabei einen Beinbruch zu. Vollmann hatte seine in der Engelsgrube wohnenden Eltern besucht und wollte sich auf den Heimweg begeben. Von zwei befreundeten Arbeitern mußte der Unglückliche in seine Wohnung gebracht werden.

Eine Wasserleiche wurde heute Vormittag unterhalb der Alshede gelandet. Dem Vernehmen nach, soll es die Leiche des vor längerer Zeit verschwundenen Telegraphen-Assistenten Richter sein. Demnach lege ein bedauerlicher Unfall vor.

Ein leidenschaftlicher Raucher von billigen Cigarren muß es gewesen sein, der am 8. d. M. einem Holländer ein Paket mit 1000 Cigarren von seinem Wagen stahl. Ueber den Verbleib der Cigarren ist noch nichts ermittelt.

Unterschlagung. Zur Bezahlung von Rechnungen übergab eine hiesige Firma ihrem Laufburschen 55 Mark. Der junge Mensch hat mit diesem Gelde das Weite gesucht.

Erwischt wurde am Sonnabend der Kellnerbursche, dem ein schwerer Diebstahl und mehrere Unterschlagungen zur Last gelegt wurden. Der junge Uebelthäter wurde von einem Arbeiter der Polizeibehörde eingekiesert und gestand die ihm zur Last gelegten Strathaten ein. Das Geld hat er in Hamburg verjubelt. Der Dieb wurde dem Marktallgefängniß übergeben.

Strafkammer. Sitzung vom 11. Januar 1896. Wegen Körperverletzung waren der Schmiedegeselle M. und der Zimmerlehrling G. vom Schöffengericht zu 2 resp. 1 Monat Gefängniß verurtheilt worden. Die Angeklagten haben mit einem Dritten zusammen den Wütcher H. in der Nähe des Schießstandes bei der Lohmühle mißhandelt. Die von den Angeklagten gegen das Urtheil eingelegte Berufung, wurde nach der heutigen Beweisaufnahme als unbegründet verworfen. — Ein Portemonnaie mit 36,13 Mk. ihrem mit ihr in einer Stube wohnenden Nebenmädchen gestohlen zu haben, wurde der Dienstmagd B. zur Last gelegt. Das Schöffengericht hatte die Angeklagte, obgleich sie den Diebstahl entschieden in Abrede stellte, für überführt erachtet und zu 3 Tagen Gefängniß verurtheilt. Die Bestohlene hatte das Portemonnaie, trotzdem sie ihr Bett vor Erstattung der Anzeige genau durchsucht hatte, ohne es zu finden, nachträglich in demselben vorgefunden. Außer der Angeklagten war aber Niemand im Zimmer gewesen. Die Angeklagte und die Staatsanwaltschaft hatten gegen das Urtheil des Schöffengerichts Berufung eingelegt. Nach erneuter Beweisaufnahme wurde das Urtheil des Schöffengerichts aufgehoben und die Angeklagte freigesprochen. In der Urtheils-Begründung wurde hervorgehoben, daß die Freisprechung nicht deshalb erfolgt sei, weil das Gericht die Schuldlosigkeit der Angeklagten für erwiesen halte, es fehle aber, trotzdem die Aussagen der Bestohlenen durchaus glaubwürdig seien, ein direkter Schuldbeweis. Es sei nicht unmöglich, daß die Bestohlene das Portemonnaie bei der ersten Untersuchung des Bettes übersehen habe, ebenso wohl könne sie es selbst, ohne sich dessen noch zu erinnern, dahin gebracht haben.

Sprechsaal.

(Dem Publikum gegenüber ohne Verantwortung.)

(Eingekandt.)

Bezugnehmend auf den Kartellbericht in Nr. 11 des „Lübecker Volksbote“ hat der Vorstand des Gesangsvereins „Eintracht“ Folgendes zu erwidern:

Erstens ist von der „Eintracht“ kein Beauftragter nach dem Kartell entsendet worden, es konnte also auch von einer Beauftragung in keiner Weise die Rede sein — und wird die Erklärung wohl eine persönliche Meinung des Betreffenden gewesen sein!

Zweitens hat das Kartell in einer solch einseitigen Art und Weise gehandelt, daß jedem Unbetheiligten dieses sofort in die Augen springen muß.

Die Herren Kartell-Delegirten hielten es nicht einmal für nothwendig, die Gründe für das Vorgehen der „Eintracht“ zu hören; sie urtheilten vielmehr nur nach Anhörung der Musiker. Jeder Unbefangene muß zugeben, daß dieses Vorgehen wohl einzig in seiner Art dasteht. Wir veröffentlichten nunmehr den von uns an den Musiker-Fachverein gerichteten Brief, welcher folgenden Wortlaut hat:

„Bezüglich der Außerordentlichen Generalversammlung des Gesangsvereins „Eintracht“ theilen wir Ihnen mit, daß die Mitglieder beschloffen haben, falls es nicht möglich ist, daß der Gesangslehrer des Vereins „Eintracht“ sich Ihrem Fachverein anschließen oder auf Festlichkeiten des Vereins mitspielen kann, Ihnen für später die Musik nicht mehr übertragen werden kann, aus dem Grunde, weil der Gesangslehrer die Sänger bei Festlichkeiten dirigiren soll, dem Verein hieraus aber Extrakosten entstehen, welche derselbe auf die Dauer zu leisten nicht im Stande ist.“ (Auf diesen Brief wurde um Antwort ersucht.)
Zusbesondere den Herren Kartell-Delegirten gewidmet, da mehrere derselben von einem darin enthaltenen Passus

behaupteten, derselbe stehe nicht darin. Hoffentlich wird man einen Vergleich machen!

Da sich nach dem Vorangegangenen das Kartell nicht bemüht fühlt, die Angelegenheit zu untersuchen und auch die „Eintracht“ zu hören, betrachtet der Vorstand die Sache als für sich erledigt.

Die weiteren Ausführungen einzelner Delegirter, die wir das Vergnügen hatten mitanzuhören, überlassen wir dem Urtheil der Gesamtheit — besonders die Ausführungen des Vertreters der Zimmerer, die sehr beleidigend waren für die Mitglieder der „Eintracht“. Hoffentlich wird derselbe seine ausgesprochenen Worte verantworten können???

Der Vorstand.

Ein kurioses Urtheil erlaubt sich das Gewerkschaftskartell zu fällen. Man wäre versucht, sich herzlich zu amüsiren, wenn es nicht eine sehr ernsthafte Sache wäre. Glaubt das Gewerkschaftskartell, sich auch in Sachen Missthat zu können und noch dazu ein Verdammungsurtheil zu sprechen, ohne die Gründe für das Vorgehen des Verdammten zu hören. In der That ein sehr hübscher Gerichtshof, der über Andere zu Gericht sitzt

und aburtheilt, ohne den Fall zu prüfen. Diese Herren vom Kartell haben jedenfalls so ein bisschen Brausewetterisches in sich gefühlt, sonst würden Sie wohl zu einer anderen Methode gegriffen haben. Hoffentlich wird der Gesangsverein „Eintracht“ noch Stellung zu diesem Beschlusse des Kartells nehmen. Ich will mich deshalb mit der Kennzeichnung dieser Brausewetterei begnügen und dem Verein nicht vorgreifen, möchte hier aber nur hervorheben, daß der Musiker-Fachverein, dieses Wickelkind, nicht, nachdem das Kartell denselben in Schutz genommen hat, soviel Muth besitzt und offen mit seinem Gesicht hervortritt, sondern sich hinter das Kartell als seinen Schutzenschutz versteckt. Dieses Gebahren des Musiker-Fachvereins wirft ein so hübsches Licht auf denselben, daß man sich versucht fühlt, andere Bemerkungen daran zu knüpfen, welches ich aber lieber unterlasse. Es mögen sich die Leser den Kommentar selbst dazu bilden. Ich bedauere nur, daß sich das Kartell und noch mehr der Musiker-Fachverein ein solches Arminthzeugniß ausstellen konnten.

Angelkommene und abgegangene Schiffe in Traverehänder.

Angelkommen:
Montag, den 13. Januar.
8,50 B. D. J. P. Dillberg, Vergh, von Kopenhagen in 16 St.
4,35 B. D. Alpha, Brinkmann, von Marstrand in 36 St.
11.— B. D. Augusta, Kildberg, von Smögen in 24 St.
Dienstag, den 14. Januar.
8.— B. D. Uddesholm, Borström, von Smögen in 2 Tg.
8,05 B. D. Tern, Ohlson, von Lysekil in 2 Tg.
9,20 B. D. Arion, Junkich, von Bremen in 2 Tg.
10.— B. D. Unba, Lomer, von Pilsan in 48 St.

Abgegangen:
Montag, den 11. Januar.
7,20 N. D. Galland, Peterson, nach Kopenhagen.
Wind und Wasserstand in Traverehände 8 Uhr B: 5,91 m
W. mäßig.

Schiffsbewegung in der Ostsee.
D. Burg ist am 12. Januar in Pilsan angekommen.
D. Hansa ist am 13. Januar von Libau nach hier abgedampft.
D. Marie Louise ist am 13. Januar in Rummikuh angekommen.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber die volle Verantwortung.

Wir ersuchen unsere Leser, diejenigen Geschäfte, welche im „Lübecker Volksbote“ inseriren, zu berücksichtigen und bei event. Einkäufen sich auf unser Blatt zu berufen.

Am 13. Januar entschlief nach langem, schwerem Leiden mein lieber Mann und meiner früher liebster Vater

Carl Spendler
im 61. Lebensjahre.

Tief betrauert von den Hinterbliebenen.
Frau Spendler,
geb. Sievert.

Die Beerdigung findet am Donnerstag, den 16. Januar, Nachmittags 2 1/2 Uhr, vom Trauerhause, Marktstraße 63, aus statt.

Gestern Nachmittag 4 Uhr entschlief nach kurzem, aber schwerem Leiden unser kleiner süßer **Willi** im zarten Alter von 13 Monaten.

Tief betrauert von seinen Eltern, Schwester und Bruder.
Johs. Wegner u. Frau
geb. Denker.

Hierdurch beehre ich mich ergebenst anzuzeigen, daß ich die bislang von Herrn L. Burmester, hier, St. Gertrud, Schulstraße 6, geführte

Colonialwaaren- und Delikateßen-Handlung

mit dem heutigen Tage käuflich übernommen habe. Hoffend, daß die geehrte Kundenschaft aus der Stadt sowie vor dem Thore mich in meinem Unternehmen gütig unterstützen wird, zeichne ich hochachtungsvoll

Ernst Böckmann.
Lübeck, den 13. Januar 1896.

Allen Freunden und Nachbarn zur Nachricht, daß ich in **Brüderstraße 1** eine **Brod-, Bier-,**

Kartoffel- u. Grünwaaren-Handlung eröffnet habe und bitte freundlichst um geneigten Zuspruch.

hochachtungsvoll
J. Ahlgrimm.

Schweinefleisch Karbonade
Pfd. 50 Pfg. Pfd. 60 Pfg.

Kalbsteif Gefäz. Schweinefleisch
Pfd. 30 Pfg. Pfd. 50 Pfg.

Diese Rippen, Pfd. 55 Pfg.
empfehl

Die Schweine-schlachtere
von
W. Strohfeldt
73 Glockengießerstraße 73.

Zum Fuhrwerkskrug.
Heute u. folgende Tage:
Ausschank
von vorzüglichem

Adler-Bod
1/2 Liter-Stränge 15 Pf.
Hierzu ladet ergebenst ein **J. Walf.**

Mitglieder-
Versammlung

der
Sofenarbeiter Lübeds

am Mittwoch den 15. Januar,
Abends 8 1/2 Uhr,
im Lokale des Herrn W. Neumann
(„Berliner Hof“).

Tages-Ordnung:
1. Abrechnung; 2. Kartellbericht; 3. Fragen;
4. Verschickenes.
Um zahlreiches Erscheinen erzuucht
Die Lokalverwaltung.

Ludw. Hartwig's Kaffee schmeckt am Besten.

Hausfrauen
gebraucht
G. Schenk's Fettlaugenmehl,
ein vorzügl. Wasch- und Reinigungsmittel
(in gelben 1/2 Pfund-Packeten)
das die Wäsche blendend weiss macht und ihr einen angenehmen und frischen Geruch giebt.
Zu haben in den meisten Drogen- und Colonialwaaren-Handlungen.
Vertreter für Lübeck u. Umgegend: **J. Klüssmann, Lübeck**

BALL

der
Angestellten der Adler-Bräuerei
am Sonntag den 2. Februar 1896
Israelsdorfer Allee im **Wilhelms-Hof,** Israelsdorfer Allee.
Anfang 5 Uhr. Kassenpreis: Herren 60 Pf., Damen 20 Pf. Ende Morgens.
Hierzu laden freundlichst ein
Die Angestellten.

Der Ausstoß
unseres
Bod-Bieres
beginnt am
Mittwoch den 15. Januar.
Action-Bierbrauerei.
Lübeck.

Restaurant Dahmcke, Mengstraße 6.
Täglich: **Frei-Concert** der beliebten Damenkapelle
„Zugvögel“

Bruchkaffee besonders schön,
ganz ohne Steine, per Pfund 85 Pfg.
embf. **Werner Bauer,** Schumacherstr. 4.

Feinste Meiereibutter
Pfund 1 Mark.
Mühlentstraße 89. **H. Wiedow.**

Gesangsverein
„Eintracht“

Sonntag den 19. Januar 1896:
Socialer Abend

im Lokale des
Herrn Frahm, Concordia-Garten.
Anfang 6 Uhr. — Ende 2 Uhr.
Einzelne Dame 20 Pfennig.
Mitgliedskarten müssen vorgezeigt werden.
Das Fest-Comité.

Werkstätte
(Lagerraum, Holzschauer und Wohnung) zum
1. April zu verm. **Dankwartstraße 47.**
Zu vermieten eine **Wohnung** Elbwigstr. 19.
Preis 105 Mk. Zu erfragen
An der Mauer 82. **Wittwer.**

Holzarbeiter-Verein
Mittwoch den 15. Januar,
Abends 8 1/2 Uhr,

General-Versammlung
bei **F. Lecke, Lederstraße 3.**

Tages-Ordnung:
1. Geschäfts- und Kassenbericht.
2. Renewahl der Lokalverwaltung und sämtlicher Hilfsbeamten.
3. Verschiedenes.
NB. Das Erscheinen sämtlicher Kollegen ist dringend erforderlich.

200 Kinderwagen

stehen jetzt wieder zur Auswahl, ganz besonders billig!
A. Grell, Braunnstraße 10.

Öffentliche Volks-Versammlung

des Verbandes der
Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands
(Zahlstelle Lübeck)

am **Donnerstag d. 16. Januar**
Abends 8 1/2 Uhr

im Lokale des Herrn **A. W. Neumann**
„Berliner Hof“

Tages-Ordnung:
1. Vortrag: „Kapital und Arbeit“.
(Referent: Th. Bartels).

2. Aufnahme von Mitgliedern.
Wir ersuchen die Genossen, des interessanteren Vortrages wegen zahlreich zu erscheinen.
Der Vorstand.

Verein f. Gesundheitspflege und Naturheilkunde
(arzneilose Heilweise)

Vortrag
des
Herrn Dr. med. Gans
aus Hamburg

am **Donnerstag den 16. Jan. 1896**
Abends 8 1/2 Uhr pünktlich
im **grossen Casinosale**
Bekkerstraße 12.

Thema: Kinderkrankheiten

Eintrittskarten sind im Vorverkauf zu 50 Pf. in der Buchhandlung des Herrn **G. Weiland,** Königstraße 72, an der Abendkasse zu 75 Pf. zu haben.

Vereinsmitglieder und deren Angehörige — § 8 a der Satzungen — haben freien Eintritt.

Stadttheater in Lübeck.

Mittwoch den 15. Januar:
68. Abonnements-Vorstellung. 2. Serie: **Brann**
Abschieds-Gastspiel

von **Fraulein Leona Bergère**
Anfang 7 Uhr. Opernpreise.

Fatinitza.

Donnerstag den 16. Januar:
69. Abonnements-Vorstellung. 3. Serie: **Grün**
Anfang 7 Uhr. Schauspielpreise.

Lützow's wilde Jagd.
Baterländ. Schauspiel in 1 Akt von Burghard.

Die Anna-Lise.

Freitag den 17. Januar:
Fest-Vorstellung
zur Feier des 25-jährigen
Gedenktages der
Errichtung des Deutschen Reiches.

1. **Gastspiel**
von **Fraul. Herm. Reichenbach**
Anfang 7 Uhr. Opernpreise.

Prolog.
Comtesse Guckerl
(Neuheit!)

Ein offenes Wort.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte jüngst Herr Dr. Fleck, Stadtrath und Vorsitzende des Gewerbegerichts in Frankfurt a. M. in der „Sozialen Praxis“ eine, weitere Kreise interessirende Abhandlung über die Stellungnahme der Unternehmer gegenüber den Gewerbe-Gerichten.

Da wir annehmen, daß auch in unserem Leserkreise ein Interesse für alles, was die Gewerbegerichte anlangt, vorhanden ist, bringen wir den Artikel vollinhaltlich zum Abdruck. Herr Dr. Fleck schreibt:

„Wir bringen in der heutigen Nummer zwei Mittheilungen aus den Gewerbegerichten Charlottenburg und Düsseldorf, die sich mit sehr verschiedenen und hier bereits oft besprochenen Gegenständen, den Arbeitszetteln und der Berliner Petition gegen die Gewerbegerichte beschäftigen, denen aber eins gemeinsam ist: die ziemlich scharfe Beurtheilung der Richtigkeit und Gleichgültigkeit, welche viele Arbeitgeber bezüglich der Thätigkeit der Gewerbegerichte und der Mitarbeit in denselben beweisen. Dieses ungünstige Urtheil steht nicht vereinzelt da; man kann es in mündlichem Verkehr mit Gewerbegerichts-Vorsitzenden oft in noch viel schärferer Form hören, und auch in den offiziellen Berichten tritt es nicht selten zu Tage. Daneben steht dann das gleichfalls in fast allen Berichten wiederholte Lob der eifrigen, und gewandten Haltung der Arbeitnehmer und es ist ganz natürlich, daß sich hieraus sehr häufig und in sehr vielen Städten die Meinung entwickelt, der Gewerbegerichts-Vorsitzende „halte es mit den Arbeitnehmern“, die Urtheile fielen stets zu Gunsten der Arbeitnehmer aus, woraus die Anschuldigungen gegen die Gewerbegerichte, womit sich unser Düsseldorfer Kollege beschäftigt, neue Nahrung erhalten.“

Es ist vielleicht interessant und wichtig, die einzelnen Glieder dieses circulus vitiosus einmal zu beleuchten, auf die Gefahr hin, daß gerade diese offene Ansprache wieder zu Angriffspunkten von der einen oder der anderen Seite benutzt wird. Was zunächst das Lob der Arbeitnehmer angeht, so entspringt dies einfach der Thatfache, daß man in den besitzenden Klassen der Heranziehung der Arbeiter zu der Richtigkeit der Arbeit die größte Mißtrauen entgegenbrachte. Es wäre von denkbar schlimmster Vorbedeutung für die Zukunft unseres gesammten Volkslebens, wenn dies Mißtrauen ein berechtigtes wäre, wenn wirklich bei den gewerblichen Arbeitern, einem so zahlreichen Theil unserer unbemittelten Bevölkerung, das Streben nach Gerechtigkeit nicht obwaltete. Das „Lob“ hebt also nicht etwas besonders Ruhmzenswerthes hervor, vielmehr ist es traurig, daß bei der sozialen Spaltung in unserem Volke es nöthig ist, das Vorhandensein einer Eigenschaft speziell festzustellen, deren Anzweiflung die vermögenden Klassen, zu denen gerade die in den Stadtverordneten-Versammlungen, Magistraten, Kreistagen u. s. w. einflussreichen größeren Arbeitgeber gehören, als direkte Beleidigung auffassen würden.

Anders sieht es freilich mit dem Ruhme des regen Interesses der Arbeitgeber am Gewerbegerichte und ihrer Geschicklichkeit zur Theilnahme an demselben. Die Arbeit-

geber, die an Bildung den Arbeitern so weit vorausstehen und einen besseren Ueberblick über die geschäftlichen Verhältnisse haben, stehen diesen an Intelligenz natürlich nicht nach; sie verschmähen es aber vielfach, bei den Beratungen der Gewerbegerichte in der richtigen Weise mitzuarbeiten, und sie haben sich dieser Mitarbeit, so seltsam es klingt, vielfach entzogen. Jeder Gewerbegerichts-Vorsitzende wird bezogen, wie häufig einzelne Arbeitgeber bei den Beratungen über Anträge, Gutachten oder über allgemeinere Beschwerden der Arbeiter sich den Anschein geben, als ob sie glaubten, sich durch die Theilnehmung herabzulassen, oder als ob sie fürchteten, sich den Arbeitern gegenüber etwas zu vergeben. Sie betrachten das Gewerbegericht nicht als den vom Gesetz geschaffenen Ort, an dem Arbeitnehmer und Arbeitgeber sich gleichberechtigt gegenüberstehen, sondern als die Stelle, an der die Arbeitnehmer nun leider einmal das Recht haben, zu reden, was sie wollen, an der zu antworten aber die Arbeitgeber eigentlich nicht nöthig haben und sich besser zurückhalten. Maßgebend hierbei ist für sie nicht etwa das — mitunter freilich auch nicht fehlende — Gefühl der Ueberhebung über die Arbeiter, sondern die Ueberzeugung, daß sie, die Arbeitgeber, kein Bedürfnis haben, ihre Interessen dort zu vertreten. Man betheilt sich an den Beratungen, wenn man Innungsmitglied ist, mit dem Hintergedanken, daß der Innungs-Ausschuß und die Innungs-Verbände da sind; wenn man Bauunternehmer und Großindustrieller ist, mit dem Vorbehalt, daß die Baugewerksvereine und die Handelskammern vorhanden sind, und daß diese Interessenvertretungen, in denen man nicht nöthig hat, den Arbeitern Rede zu stehen, viel einflussreicher und viel mächtiger sind, als das Gewerbegericht. Was aber speziell die Rechtsprechung angeht, so haben sich unsere besitzenden Klassen fast ganz entzogen, der Theilnahme an derselben Werth beizulegen. Man ist ungern Schöffe und noch unlieber Geschworener; beide Aemter werden nicht als ein Recht, sondern, ganz ebenso wie etwa das Amt als Armenpfleger, als eine unliebsame Last, als der Zwang zur Theilnahme an Dingen, für die man sich nicht interessiert, empfunden. Man hat sich daran gewöhnt, den Richtern, ihrer Lebenserfahrung, ihrer Kenntniß der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, das unbedingte Vertrauen entgegen zu bringen, das ihnen, soweit die persönliche Integrität in Frage kommt, selbstverständlich gebührt. Ob auch die nichtbesitzenden Klassen dieses Vertrauen haben, danach fragt man so wenig, als man sich etwa noch um die einzelnen Sonderlinge kümmert, die an der Annexion eines Richters oder an seiner Nichtzugehörigkeit zum Adelsstand Anstoß nehmen wollten.

Ganz im Gegensatz hierzu empfinden es die Arbeiter als schwere Benachtheiligung, daß die Richter ausschließlich den besitzenden Ständen angehören. Sie betrachten das Gewerbegericht gerade um deswillen als einen Sieg, weil es ihnen Antheil an der Rechtsprechung gewährt. Sie bemühen sich sowohl durch die Auswahl der Beisitzer, als durch die Beachtung und Kontrolle der Rechtsprechung in ihren Versammlungen diese Position auszunutzen; daher der rege Eifer und das rege Interesse der Arbeiter, im Gegegniß zu der Eingangs erwähnten

Gleichgültigkeit der Arbeitgeber. Die Vorsitzenden aber, die zwischen den Parteien stehen und stehen sollen, machen alle, und je weniger sie sich früher mit sozialpolitischen Dingen beschäftigen, um so rascher die Erfahrung, daß die Arbeitnehmer an den Beratungen über Gutachten u. s. w. sich lebhafter betheiligen, als die Arbeitgeber, welche darauf rechnen, ihre Interessen anderswo besser zur Geltung bringen zu können, und daß bei der Rechtsprechung die Arbeiter sie öfter auf neue Gesichtspunkte aufmerksam machen, als die Arbeitgeber, mit denen ja die Vorsitzenden im Allgemeinen die Anschauungen und Erfahrungen theilen (!), kommt es dann gelegentlich einmal vor, daß der Vorsitzende diesen Gesichtspunkten folgt, — daß also die Gewerbegerichte ihren Zweck, den Anschauungen der arbeitenden Klassen Raum, auch bei der Rechtsprechung, zu geben, erfüllen, so ist die Anschuldigung gegen den Vorsitzenden, der es „mit den Arbeitern halte“, rasch fertig, und die Anschuldigungen gegen das Gewerbegericht als eine unnütze, der unparteiischen Rechtsprechung schädliche Organisation knüpfen sich um so rascher daran, je ehrlicher viele Arbeitgeber in dem Glauben befangen sind, daß die Anschauungen und Interessen einen gewissen natürlichen Vorrang vor denen der Arbeiter hätten. Besteht doch noch immer so vielfach die Ansicht, daß gegenüber den Arbeitern die besitzenden Klassen gewissermaßen eine Einheit zu bilden hätten, und daß Jeder, der die Forderungen und Ansprüche der widerstreitenden Klassen unparteiisch, d. h. nicht vom Standpunkte einer bestimmten Klasse abzuwägen bemüht ist, eben darum „der anderen Klasse“ angehöre. Die Gewerbegerichts-Vorsitzenden, die sich in dieser Richtung bemühen, erfahren also nichts Anderes, als was Jeder erfahren muß, der seine Anschauungen nicht mit der einer einzelnen wirtschaftlichen Klasse identifiziert, und die Urtheile, die sie bezüglich der Arbeitgeber fällen, beweisen nicht, daß sie Gegner der Arbeitgeber, sondern, daß sie im eigentlichen und wahren Sinne unparteiisch sind.“

Soziales und Partei-Leben.

Der Sonntag als Wahltag hat sich bei der Gewerbegerichtswahl in Würzburg außerordentlich gut bewährt; das beweist folgender Satz aus einer gegnerischen Zeitung: „... An der sonntägigen Wahl der Arbeiterbeisitzer zum Gewerbe-Schiedsgericht zeigte sich eine unerwartet zahlreiche Betheiligung der Arbeiter, wodurch wohl am besten das große Interesse derselben an dem Zustandekommen des Gewerbegerichts dokumentirt ist.“

Entlastung der Telephonistinnen. Die Telephonistinnen gehören zu den durch ihre Dienstthätigkeit am meisten angestregten Beamtencategorien. Eine Erleichterung der Arbeit dieser Damen ist daher, sobald sie sich durchführen läßt, schon aus Humanitätsgründen geboten; dazu kommt, daß jede solche Entlastung den Telephonbenutzern direkt zu gute kommt. Aus diesen Ursachen hat man in Amerika mehrfach versucht, den Abonnenten durch mechanische Einrichtungen ein Zeichen zu geben, wenn die von ihnen gewünschte Telephonverbindung anderweitig besetzt ist; durch solche mechanische Signalevorrichtung wären die Telephonistinnen von der Pflicht befreit, die Mittheilung, daß ein

Die Frau von dreißig Jahren.

H. de Balzac nacherzählt.

(33. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Habt ihr meine Tochter gesehen? Helene ist entführt worden. Lauft in den Garten hinab. Beobachtet ihr auch die Straße! Deffnet der Gensdarmmerie. Dem Mörder nach!“

Durch eine wüthende Anstrengung zerbrach er die Kette, an der der große bissige Hofhund lag, und rief ihm zu:

„Helene! Helene!“

Der Hund machte Säge wie ein Löwe, bellte wüthend und stürzte sich so schnell in den Garten, daß der General ihm nicht folgen konnte. In diesem Augenblick schallte in der Straße der Galopp der Pferde, und der General beeiferte sich selbst zu öffnen.

„Gensdarm“, rief er, „schneiden Sie dem Mörder des Herrn von Mauny den Rückzug ab. Sie ergreifen durch meine Gärten die Flucht. Schnell, bewachen Sie die Wege nach der Pikardie; ich werde auf allen Ländereien, in allen Parks und allen Häusern ein Treiben veranstalten. Ihr anderen“, sagte er zu seinen Leuten, „geht auf der Straße Obacht und haltet die Linie von der Barriere bis Versailles besetzt. Aufgebrochen denn, vorwärts!“

Er ergriff ein Gewehr, das ihm sein Kammerdiener brachte, eilte in die Gärten und rief dem Hunde zu: „Such, such!“ Ein schreckliches Gebell antwortete ihm in der Ferne und er drang nach der Richtung hin vor, von wo aus das Köcheln des Hundes her zu kommen schien.

Bis sieben Uhr früh waren die Nachsuchungen der Gensdarmmerie, des Generals, seiner Leute und der Nachwachen vergeblich gewesen. Der Hund war nicht zurück-

gekehrt. Erschöpft von Müdigkeit und durch Kummer gealtert, kehrte der Marquis in seinen Salon zurück, vereinsamt in seiner Seele, obgleich ihm noch drei Kinder blieben.

„Du bist sehr kalt gegen Deine Tochter gewesen“, sagte er, als er seine Frau erblickte. — So ist uns doch etwas von ihr geblieben“, fügte er hinzu und zeigte nach dem Stickerahmen hin, auf dem er eine Blume angefangen sah. „So eben war sie noch da und jetzt ist sie verloren, verloren!“

Er weinte, verbarg den Kopf in seinen Händen und blieb einen Augenblick schweigend, da er diesen Salon, der ihm sonst das lieblichste Bild des häuslichen Glückes darbot, nicht mehr zu überschauen wagte. Der Schimmer der Morgenröthe kämpfte mit den erlöschenden Lampen; das Papier, das unten um die Kerzen gewunden war, brannte an, kurz, alles stimmte mit der Verzweiflung dieses Vaters überein.

„Er muß vernichtet werden“, sagte er nach kurzem Schweigen und zeigte nach dem Stickerahmen. „Ich wäre nicht mehr im Stande irgend etwas zu sehen, das uns an sie erinnert.“

Die schreckliche Weihnachtsnacht, in welcher der Marquis und seine Frau das Unglück hatten, ihre älteste Tochter zu verlieren, ohne daß sie sich der seltsamen Gewalt, die von ihrem unabsichtlichen Entführer ausgeübt wurde, hatten entgegenstellen können, war wie eine Warnung, die ihnen das Schicksal gab. Der Bankrott eines Wechselagenten ruinierte den Marquis. Er nahm auf die Güter seiner Frau Hypotheken auf, um eine Spekulation zu versuchen, deren Vortheile die Familie wieder in ihr ursprüngliches Vermögen einsetzen sollten; aber dieses Unternehmen richtete sie vollends zu Grunde. Von seiner Verzeihung getrieben, alles zu versuchen, wanderte der General aus.

Sechs Jahre waren seit seiner Abreise verstrichen.

Obgleich seine Familie selten von ihm Nachrichten erhalten, hatte er doch einige Tage vor Anerkennung der Unabhängigkeit der amerikanischen Republik durch Spanien seine Rückkehr gemeldet.

An einem schönen Morgen befanden sich denn einige französische Kaufleute, ungeduldig, mit ihren durch lange Arbeiten und gefährliche Reisen in Mexiko oder Kolumbien gewonnenen Reichthümern in ihr Vaterland zurückzukehren, einige Meilen von Bordeaux, auf einer spanischen Brigg. Ein Mann, durch Beschwerden oder Kummer über seine Jahre gealtert, hatte sich gegen die Schanzkleidung gelehnt und schien gegen das Schauspiel unempfindlich, das sich den gruppenweise auf dem Verdeck stehenden Reisenden darbot.

Den Gefahren der Seereise entgangen und durch die Schönheit des Tages angelockt, waren alle auf das Deck gekommen, um die Heimath zu begrüßen. Die meisten unter ihnen wollten durchaus schon aus der Ferne die Leuchttürme, die Gebäude der Gascogne und den corcovonischen Thurm sehen, gemischt mit den Schöpfungen einiger weißer Wolken, die sich am Horizonte erhoben. Ohne die silbernen Fransen, die vor der Brigg spielten, ohne die lange Furche, die sich hinter dem Schiffe bildete, aber bald wieder verschwand, hätten die Reisenden glauben können, ihr Fahrzeug läge bewegungslos mitten auf dem Ocean, so ruhig wie das Meer.

Der Himmel war von entzückender Klarheit. Sein wunderbar schönes Dunkelblau ging allmählich durch allerlei unmerkliche Abstufungen in das helle Blau des Wassers über und bezeichnete den Punkt ihrer Vereinigung durch eine Linie, die sternenhell flimmerte. Millionen kleine Flächen funkelten auf der unendlichen Meeresfläche, so daß der weite Wasserspiegel vielleicht heller strahlte, als die Gefilde des Firmamentes.

Ein Wind von unendlicher Milde hatte alle Segel der Brigg geschwellt, und diese schneeweißen Leinwandflächen,

Anschluß nicht vermittelt werden kann, mündlich zu machen — und das wäre eine immerhin nicht unbedeutende Erleichterung. In Boston hat man zu diesem Zweck jetzt die Einrichtung getroffen, daß in den gedachten Fällen ein Graphophon, das ist eine Art Phonograph, so mit dem Anrufenden verbunden wird, daß diesem der Apparat einige Male zuruft: „Die Leitung ist besetzt, bitte rufen Sie nach 5 Minuten!“

Ueber die Nationalität der westfälischen Grubenarbeiter bringt die „Frankf. Rtg.“ nach der vom Oberbergamte in Dortmund veröffentlichten Zusammenstellung der Verhältnisse der Bergleute folgende interessante Mittheilung:

Von den im Oberbergamtsbezirk Dortmund beschäftigten Personen stammen 97,7 pCt. aus Preußen, 1,29 pCt. entfallen auf andere Bundesstaaten, 2,71 pCt. sind Ausländer. Aus Westfalen selbst entstammen 67 242 (42,46 pCt.) aus dem Rheinlande 31 997 (20,20 pCt.), aus Hannover 2480 (1,57 pCt.). Hingegen entfallen auf Ost- und Westpreußen 20 096 (12,69 pCt.), Posen 9839 (6,21 pCt.), Schlesien 9435 (5,95 pCt.), Hessen-Nassau 8412 (5,31 pCt.). Fremdsprachlich waren rund 23 000 Mann. Hierunter waren 1849 Analphabeten. Von den Zugezogenen waren zwei Drittel katholisch, nur ein Drittel evangelisch. Von den Fremdsprachlichen haben sich 60 pCt. mit Nichtdeutschen, 40 pCt. mit deutschen Mädchen verheiratet. Das polnische Element ist namentlich im Kreise Gelsenkirchen vorherrschend; auf diesen entfallen allein 10 000, auf Recklinghausen 7 000. Das Dienstalter der Bergleute war: bis zu 5 Jahren 64 800, 5 bis 10 Jahren 27 200, 10—15 Jahren 23 100, 15—20 Jahren 16 000, 20—25 Jahren 13 100, über 25 Jahre 14 200. Davon waren 40 500 noch auf demselben Werke thätig.

Die Ausdehnung der Seerückversicherung auch auf die „große Heringsfischerei“ beschäftigt, wie in der „Berl. Corr.“ mitgeteilt wird, zur Zeit den Bundesrath: Die Ausdehnung ist von den beteiligten Unternehmern beantragt, und die angestellten Ermittlungen haben ergeben, daß das Bedürfnis einer Unfallversicherung hier nicht nur in gleicher Weise, wie bei der Dampf-Hochseefischerei vorhanden ist, sondern die Einbeziehung in die Unfallversicherung sogar als unerläßliche Vorbedingung für die weitere Entwicklung der großen Heringsfischerei hinreichend leistungsfähig, um die Lasten, welche die Mitgliedschaft in der Berufsgenossenschaft in finanzieller und administrativer Beziehung mit sich bringt, zu tragen. Besondere Schwierigkeiten für die sichere Abgrenzung der „großen Heringsfischerei“ von anderen Seefischereibetrieben bestehen ebenfalls nicht. Es befaßten sich damit in der Nordsee gegenwärtig fünf Fischereigesellschaften unter Verwendung von einigen fünfzig seetüchtigen, gedeckten Fahrzeugen (Vogger).

Aus Nah und Fern.

Humor vor Gericht. Richter's Ehe stand. Hatte man je einen Mann so schwichen sehen! Und dazu mitten im Winter! Wie kleine Wäcker riefelte es ihm unter den an den Schläfen festgeklebten Haaren über die feisten, dicken Wangen herab, um an dem Doppelkinn von seinem rothgeblühten Taschentuch auf-

diese wehenden Flaggen, dieses labyrinthartige Tauwerk zeichneten sich mit scharfer Klarheit auf dem glänzenden Hintergrunde der Luft, des Himmels und des Oceans ab, nur hier und da und durch den nebelhaften Schatten der ausgedehnten Leinwand beeinträchtigt. Ein schöner Tag, ein frischer Wind, der Anblick der Heimath, ein ruhiges Meer, ein melancholisches Plätschern, eine hübsche, einsam über den Ocean dahingleitende Brigg, still und schweigend wie ein Weib, das zu einem Stelldichlein schlüpfte, das alles bot ein harmonisches Bild dar, eine Szene, von der aus die Seele auf einem Punkte, auf dem alles Bewegung war, unveränderliche Räume umfaßte.

Es bestand ein eigenthümlicher Gegensatz zwischen Einsamkeit und Leben, wo das Nichts und Schweigen war; auch nicht eine Stimme löste diesen himmlischen Zauber auf. Der spanische Kapitän, seine Matrosen, die Franzosen blieben alle in eine religiöse Begeisterung voller Erinnerungen versenkt. Es lag eine süße Trägheit in der Luft. Die freudestrahlenden Gesichter verriethen ein völliges Vergessen der vergangenen Leiden, und diese Männer wiegten sich auf diesem freundlichen Schiffe wie in einem goldenen Traume.

Von Zeit zu Zeit überschaute in dessen der alte, gegen die Schanzkleidung geklebte Reisende den Horizont mit einer Art Unruhe. In allen seinen Zügen sprach sich ein gewisses Mißtrauen gegen das, was im Buche des Schicksals geschrieben stand, aus, und er schien zu fürchten, den Boden Frankreichs nicht schnell genug zu berühren. Dieser Mann war der Marquis. Das Schicksal war gegen den Ruf und die Anstrengungen seiner Verzweiflung nicht taub gewesen. Nach fünf Jahren schwerer und verführungsvoller Arbeiten sah er sich wieder im Besitze eines beträchtlichen Vermögens. In seiner Ungebild, seine Heimath wiederzusehen und seiner Familie das Glück zurückzubringen, war er dem Beispiele einiger Kaufleute aus der Savanna gefolgt und hatte mit ihnen ein spanisches, nach Bordeaux bestimmtes Schiff benützt. Nichtsdestoweniger zeichnete ihm seine Einbildungskraft, überdrüssig geworden, immer nur Schlimmes vor sich zu sehen, die herrlichsten Bilder seines vergangenen Glückes

gefangen zu werden. Er befand sich zum ersten Male auf der Anklagebank und da war seine Aufregung einigermaßen erklärlich. Eine Hünen Gestalt. Seine linke Schulter war bedeutend höher als die rechte, seine linke Hand, mit der er die Einfriedigung des Anklageraums umklammerte, war behaart und für irgend eine Handschuhnummer nicht zu taxiren. Er hatte in seinem Wesen etwas ungeschlächtes, aber gutmüthiges — wie alle dicken Leute. Es schien, als wenn auch der Vorsitzende mit ihm Mitleid hätte. — „Regen Sie sich doch nicht auf! Bezahlen Sie doch lieber die 10 Mark, die Ihnen von der Polizei wegen groben Verfalls anferlegt sind und ersparen Sie sich doch die Verurtheilung, von der Sie voraussichtlich doch nichts erzielen werden.“

Gott bewahre, er schwigt noch stärker. „Nein, Herr Präsident, der jähöse Unfug liegt auf der jenseitigen Seite.“ — Vors.: Sie haben aber doch am Abende des 23. September Ihre Frau auf dem Kurfürstendam vor dem Zoologischen Garten gepörrigt und dadurch einen Aufstand verursacht? — Angekl.: Aber warum? Der ich bet nicht erzählen? — Vors.: Wenn Sie es kurz machen, ja. Liegen Sie nicht mit Ihrer Frau in Scheidung? — Angekl.: Jawoll, nu et is een wahrer Segen, dat nur noch twee Termine sind. Denn is der Pappen ab. Wat is mit die Frau durchgemacht habe, da is't Ende von weg. Sie haben sie ja eben jesehn. Aleen is sie ja man, aber een Mundwerk hat sie, da is eene olle Flaumenfrau een Antonmat jehen. Ich bin Kartoffelhändler un noch nich aus Dumbdorf, indem ich alle Woche bis in't Magdeburg'sche rintomme, aber die Frau hat mir runjert, die bin ich nich jewachsen. Un immer mußte ich hören, dat sie eene jebildete sächsische Beamtenochter un ich man een dummer Kartoffelhändler wäre.

— Vors.: Also kurz und gut, Sie haben, wie man zu sagen pflegt, ein Haar in der Ehe gefunden. — Der Angeklagte vergiebt Ströme von Schweiß. — Ein Haar, sagen Sie? Sagen Sie lieber eene Handvoll Borsten. Herr Präsident, wat ich ausjstanden habe — — — So, nun fängt er auch noch an zu weinen. — Vors.: Aber seien Sie doch kein Kind und verschonen Sie uns mit einer Rührscene. — Angekl.: Un bei all' ihrer Klugheit verstand sie nich, eenen ordentlichen Pappen Essen zurechte zu machen, sie hätte die sächsische Küche jelernt, sagte sie immer, aber die konnte sie noch nich. Mein Wagen krümmt sich noch, wenn ich an ihre Schweinieren mit Rosinensauce und ihren Kalbsbräjen mit Zimmet denke. — Vors.: Das ist allerdings eine sonderbare Zusammenjehung. Aber kommen Sie jetzt zum 23. September. — Angekl.: Seitdem ich mit ihr in Scheidung lieje, wohnt sie bei ihrem Schwager, der hier Portier is. Sie wollen nu natierlich eenen ordentlichen Posten Alimente von mir rausjchlagen, denn ich habe Vermöjen. Sie könnte ja denn hernach leben wie 'ne Fürstin. Aber ich sage immer, eene Frau, die nich kochen kann, is wie 'n Ferk, dat nich zieht, oder wie 'n Karnaaljenvogel, der nich singt, oder wie 'n — Vors.: Kommen Sie zur Sache! — Angekl.: Ja so. Also an dem bewußten Dage jehje ich nach 'n Zoologischen Garten, um een bißken uf andere Gedanken zu kommen. Wie ich da nu so vor 't Elephantenhaus stehe un jerade ausrechne, wie velle Bentner Kartoffeln die beeden Kerle woll im Lauf det Jahres vertilgen, da jehje ich mit eenem

vor. Als er die hervortretende bräunliche Linie des Landes wahrte, glaubte er seine Frau und Kinder zu sehen. Er fühlte sich an seinem alten Plage, am Kaminfeuer, umdrängt und geliebt. Er stellte sich Minna vor, schön, erwachsen, imponant wie ein junges Mädchen. Als dieses phantastische Bild eine Art Wirklichkeit erhalten hatte, schwammen seine Augen in Thränen. Wie um seine Unruhe zu verbergen, blickte er nach dem Horizont auf der Wasserseite, der dem trüben Streifen, der das Land andeutete, entgegengesetzt war.

„Da ist es wieder, sagte er, „es folgt uns.“
„Wer ist wieder da?“ fragte der spanische Kapitän.
„Ein Schiff,“ erwiderte der Marquis mit leiser Stimme.

„Ich habe es schon gestern gesehen,“ versetzte der Kapitän Gomez. Er betrachtete den Franzosen, wie um ihn zu befragen. — „Er hat beständig Jagd auf uns gemacht,“ flüsterte er darauf dem Marquis ins Ohr.

„Und ich begreife nicht, weshalb er uns nicht schon eingeholt hat,“ entgegnete der alte Soldat; „denn er ist ein besserer Segler als Ihr „heiliger Ferdinand.“

„Er wird Seeschaden gelitten haben.“

„Er erreicht uns noch,“ erwiderte der Franzose. Es ist ein Corsar aus Columbia,“ flüsterte ihm der Kapitän ins Ohr. „Wir sind noch sechs Meilen vom Lande, und der Wind läßt nach.“

„Er fährt nicht, er fliegt, als wüßte er, daß ihm seine Beute in zwei Stunden entschlüpft ist. Was für eine Kühnheit!“

„Ach“, rief der Kapitän, sein Schiff heißt nicht ohne Grund „Dhella.“ Obgleich es nur dreißig Kanonen zählt, hat es doch vor kurzem eine spanische Fregatte in den Grund gehohrt! Nur vor ihm hatte ich Furcht, denn ich wußte recht gut, daß es vor den Antillen kreuzt. Ach, ach“, fügte er nach einer Pause hinzu, in der er die Segel seines Schiffes anblähte, „der Wind erhebt sich, wir werden noch ankommen. Es ist durchaus nöthig, der Pariser würde sonst unbarmherzig sein.“

„Er aber kommt auch noch an!“ entgegnete jetzt der Marquis.

(Fortsetzung folgt.)

Male, det uf die andere Seite von 't Jitter meine Frau un ihre Sippchaft steht. Sie lachen alle so recht höhnißch, als sie mir jewahr wer'n un meine Frau spukt als jebildete sächsische Beamtenochter so recht verächtlich von der Seite aus. Ich denke in meinen Sinn, det ich mir über den Anblick nich ärjern will un jehje langsam weiter. Als ich nach einje Zeit vor die Kameele stehe, fällt et mir uf, det die Leite sich von hinten un mir versammeln un lachen. Ich denke, sie lachen über die ungeschickten Thiere un lache mit. Endlich kloppt mir een feiner Herr uf die Schulter und sagt: Hören Sie mal, mein lieber Mann, da hat sich eener eeren schlechten Wis mit Ihnen gemacht. Un denn macht er mir dies Stück Papier los, wat man mir über den Taillenknoopp jedrückt hatte. — Der Angeklagte wischt sich den Schweiß ab und erreicht dem Vorsitzenden einen Vogen Papier. — Vors. (liest): „Kameelephant aus Kasubien, Geschenk des Konsuls William Schönant.“ Das ist allerdings ein schlechter Wis. — Angekl.: Mir da zum Spektakel in 'n Zoologischen Garten auszustellen? Da soll man nich aus die Haut fahren? Det meine Frau die Anstifterin von die Feschichte jewesen is, det stand bei mir bombenfest. Un als ich ihr dann später jerade vor dem Ausjange bejegnete, da konnte ich nich mir halten, ich habe ihr een Paar Dinger mit meinem Stock ieberjzogen. — Vors.: Nun ja, dadurch ist natürlich der Aufstand entstanden. — Der Angeklagte erzielt nur, daß die Geldstrafe auf fünf Mark ermäßigt wird.

Einen Niesenappetit entwickelte ein kürzlich in Leipzig zugereister 63 Jahre alter Schneidergeselle aus Schiras (Ruffisch-Polen), der sich ein Restaurant der Nikolaistraße zum Felde seiner Thätigkeit ausersehen hatte. Er spielte sich als wohlhabender Mann auf, ließ sich im Laufe des Tages 5 Portionen Essen verabreichen, die er vertilgte und mit einer Flasche Wein, 20 Glas Bier, 8 Glas Bunsch und diversen Cognacs benehte. Als die Beche auf 13 Mt. hinaufgelaufen war und es ans Bezahlen gehen sollte, stellte es sich heraus, daß der unverwüßliche Schneider nicht einen Pfennig einstecken hatte. Schließlich nahm ihn die Polizei beim Kragen und wies ihm ein stilles Plätzchen zum Ausschlafen an.

Versammlungs-Anzeiger.

Veränderungen sind der Expedition anzugeigen.
„Sozialdemokratischer Verein“, jeden Montag nach dem 1. eines jeden Monats in Stehr's Etablissement.
„Vereinigung der deutschen Maler und Lackierer“, jeden Montag nach dem 1. und 15. jeden Monats bei Leele, Leberstraße.
„Unterstützungs-Verein der Wiltshauer Deutschlands“, jeden 2. und letzten Sonnabend im Monat bei Rumohr, Marlesgrube.
„Deutscher Metallarbeiter-Verband“, jeden Mittwoch nach dem 1. und 15. jeden Monats bei Leele, Leberstraße.
„Verband der deutschen Hafnarbeiter“, jeden 2. Mittwoch nach dem 1. und 15. jeden Monats bei Neumann, Fünshausen.
„Zentralverein der deutschen Former“, jeden 2. Montag nach dem 1. jeden Monats bei Leele, Leberstraße.
„Deutscher Schneider- und Schneiderinnen-Verband“, jeden 2. Montag nach dem 1. und 15. jeden Monats bei Leele, Leberstraße.
„Unterstützungs-Verein der Tabakarbeiter“, jeden Dienstag nach dem 1. des Monats, bei Rumohr, Marlesgrube.
„Allgemeiner Verein der Töpfer und verwandten Berufsgenossen Deutschlands“, jeden 2. Dienstag nach dem 1. und 15. jeden Monats bei Leele, Leberstr.
„Verband deutscher Zimmerleute“, jeden Dienstag nach dem 1. und 15. jeden Monats, bei Spahmann, Hundestr.
„Zentralverband deutscher Maurer und verw. Berufsgenossen“, jeden Mittwoch nach dem 1. und 15. jeden Monats, bei Neumann, Fünshausen.
„Vereinigung aller im Schmiede-Gewerk beschäftigten Arbeiter“, bei Spahmann, Hundestr., jeden ersten Sonnabend nach dem 15. jeden Monats.
„Deutscher Holzarbeiter-Verband“, jeden 2. Mittwoch nach dem 1. und 15. jeden Monats bei Leele, Leberstraße.
„Verband der Bäcker“, jeden 1. Sonntag im Monat bei Neumann, Fünshausen.
„Verband deutscher Buchdrucker“, jeden letzten Sonnabend im Monat im „Goldenen Apfel“, Schmiedestraße.
Steinindustrie-Arbeiter jeden Sonnabend vor dem 1. eines jeden Monats bei Schönbohm, Böttcherstraße 18.
„Verband der Brauer“, jeden 1. Donnerstag im Monat bei Neumann, Fünshausen.
„Verein der Fuhrknechte und verwandten Berufsgenossen“. Mitgliederversammlung jeden ersten Sonntag im Monat, Nachmittags 4 Uhr im Lokale des Herrn Stoffers, Depenan 27.
Zentralverein der deutschen Böttcher. Versammlung jeden zweiten Sonnabend nach dem 1. eines jeden Monats bei Leele.
„Verein deutscher Schuhmacher“, jeden 1. Dienstag nach dem 1. und 15. jeden Monats bei Leele, Leberstraße.
„Verband deutscher Mälergesellen“, jeden letzten Sonntag im Monat bei Leele, Leberstraße.
„Vereinigung der Frauen und Mädchen Lübeck's“, jeden 2. Freitag nach dem 1. im Monat bei Leele, Leberstraße.
„Verein der Höker und Kleinhändler“, jeden 1. Sonntag nach dem 1. und 15. eines jeden Monats bei Neumann, Fünshausen.
„Verband der Bauarbeiter und Berufsgenossen Deutschlands“, jeden ersten Freitag nach dem 1. und 15. eines jeden Monats bei Leele.
„Arbeiter-Turnverein“. Jeden Dienstag und Donnerstag Abend von 8—10 Uhr Übung, sowie jeden 2. Mittwoch im Monat Monatsversammlung in Stehr's Etablissement, 2. Wallstraße.
„Arbeiter Radfahrer-Verein“. Jeden ersten Freitag im Monat bei Rumohr, Marlesgrube.
„Allgemeiner Arbeiterverein für Moisling und Umgegend“. Mitgliederversammlung jeden Sonnabend nach dem 1. eines jeden Monats im Lokale des Herrn Seeler.
Schwartzau-Kensfeld. „Sozialdemokratischer Verein“, jeden letzten Donnerstag im Monat bei Sternberg in Kensfeld.
„Sozialdemokratischer Verein für Stöcksdorf und Umgegend.“ Jeden ersten Sonntag im Monat bei Herrn L. Paetan in Fadenburg.
„Communal-Verein Wilhelmshöh“, jeden zweiten Freitag im Monat im Lokale des Gastwirth Weiß.
„Fahrgemeinde der Musiker“. Jeden Mittwoch nach dem 1. und 15. jeden Monats von 10—12 Uhr Vormittags bei Neumann. Beitrittsanmeldungen beim Vorsitzenden Dohrenbof, Schwartzauer Allee 90b, und Kassirer Quersurth, Schützenstr. 24.
„Verband der Fabrik-, Land-, Hülfsarbeiter und Arbeiterinnen“. Jeden 2. Freitag nach dem 15. eines jeden Monats bei Leele.